

MOEWIG

SCIENCE FICTION

Philip K. Dick

SCHACHFIGUR IM ZEITSPIEL



Rowena

Es scheint ein ganz normaler Vormittag zu sein. Dr. Parsons verabschiedet sich von seiner Frau und fährt zur Arbeit in die Stadt. Aber seine Fahrt endet in einer anderen Welt, in einem Amerika der fernen Zukunft. Unbekannte Drahtzieher, die insgeheim eine Methode der Zeitreise entwickelt haben, sind an seinen Fähigkeiten als Arzt interessiert. Denn in dieser Welt der Zukunft, in der das Leben des einzelnen Individuums nichts gilt, ist die Funktion des Arztes zum Sterbehelfer verkommen. Mehr noch – schon der Versuch, das Leben eines Menschen zu retten, gilt als Verbrechen gegen die Gesellschaft. Es dauert nicht lange, bis Dr. Parsons in Konflikt mit der bestehenden Gesellschaftsordnung gerät. Und die Opposition, die ihn in diese Welt geholt hat, scheint machtlos zu sein ...



Mit Philip K. Dick verstarb im Frühjahr 1982 der wohl wichtigste amerikanische Science Fiction-Autor, ein Schriftsteller, der selbst vor dem überaus kritischen Auge eines Stanislaw Lem bestehen konnte. Sein Gesamtwerk umfaßt mehr als dreißig Romane und etwa 120 Kurzgeschichten. Prägendes Element dieser Stories und Romane ist immer wieder der Kampf ausweglos verstrickter Charaktere um ihre Identität, um das Erkennen der wahren Struktur ihrer Umwelt. Der Moewig Verlag

hat in den letzten Jahren das Werk Philip K. Dicks in besonderem Maße gepflegt. Außer dem vorliegenden Roman sind erhältlich: »Die besten Stories von Philip K. Dick« (Playboy-SF Bd. 6712), »Warte auf das letzte Jahr« (Moewig-SF Bd. 3520), »Der heimliche Rebell« (Bd. 3529), »Eine Handvoll Dunkelheit« (Bd. 3543), »Das Jahr der Krisen« (Bd. 3581).

Philip K. Dick

SCHACHFIGUR IM ZEITSPIEL

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Hans Joachim Alpers

MOEWIG
Deutsche Erstausgabe

MOEWIG Band Nr. 3614
Moewig Taschenbuchverlag München/Rastatt

Titel der Originalausgabe: Dr. Futurity
Aus dem Amerikanischen von Martin Eisele
Copyright © 1960 by Ace Books Inc.
Copyright © der deutschen Übersetzung 1983
by Arthur Moewig Verlag Taschenbuch GmbH, Rastatt
Umschlagillustration: Rowena Morrill/Schlück
Umschlagentwurf und -gestaltung:
Franz Wöllzenmüller, München
Redaktion: Hans Joachim Alpers
Verkaufspreis inkl. gesetzl. Mehrwertsteuer
Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Nieder-
deralm 300, A-5081 Anif
Printed in Germany 1983
Druck und Bindung: Elsnerdruck GmbH, Berlin

ISBN 3-8118-3614-5

1

Die spitzen Türme gehörten nicht zu seiner Welt. Die Farben gehörten nicht zu seiner Welt. Einen Augenblick lang beherrschte ihn zerschmetterndes, lähmendes Entsetzen – dann beruhigte er sich. Er atmete tief die kalte Nachtluft ein und machte sich an die Aufgabe, sich zurechtzufinden.

Offenbar stand er am Hang eines Hügels, der ringsum mit Dornengestrüpp und Ranken überwachsen war. Er lebte – und er hatte seinen grauen Metallkoffer noch. Versuchsweise zerrte er die Ranken beiseite und schob sich behutsam vor. Sterne funkelten über ihm. Gott sei Dank. Vertraute Sterne ...

Nein, nicht vertraut.

Er schloß die Augen und wartete, bis seine Sinne langsam zurückkehrten. Dann wankte er unter Schmerzen, seinen Koffer fest in der Hand, den Hügel hinunter auf die beleuchteten Türme zu, die vielleicht eine Meile von ihm entfernt waren.

Wo war er? Und warum war er hier? Hatte ihn jemand *hierhergebracht*, ihn aus irgendeinem Grund an dieser Stelle abgeladen?

Die Farben der Türme veränderten sich, und vage wurde ihm ihre Struktur bewußt. Auf halbem Wege dorthin sah er genügend Einzelheiten. Aus irgendeinem Grund fühlte er sich dadurch besser. Hier war etwas, das er bestimmen konnte, das greifbar war. Über den Türmen wirbelten und flitzten ganze Schwärme von Schiffen und fingen die wechselnden Lichter ein. Wie schön das war.

Diese Szenerie war fremdartig, aber sie wirkte anmutig. Und das war immerhin etwas. Logik, Schönheit, kalte Winterluft spät in der Nacht – all dies hatte sich also nicht verändert. Er beschleunigte sein Tempo, stolperte weiter und erreichte dann, nachdem

er an Bäumen vorbegehastet war, das glatte Pflaster einer Landstraße.

Er beeilte sich.

Und während er sich beeilte, schweiften seine Gedanken ziellos umher. Er ließ die letzten Geräuschfetzen und sonstigen Sinnesindrücke, die letzten Fragmente einer plötzlich verschwundenen Welt, noch einmal Revue passieren und fragte sich auf eine losgelöste, objektive Art und Weise, was eigentlich geschehen war.

Jim Parsons war auf dem Weg zur Arbeit gewesen. Es war ein heller, sonniger Morgen. Er hatte einen Augenblick lang innegehalten, um seiner Frau zu winken, bevor er in sein Auto stieg.

»Soll ich dir irgend etwas aus der Stadt mitbringen?« rief er.

Mary stand auf der Vorderveranda, die Hände in den Taschen ihrer Schürze. »Nicht daß ich wüßte, Liebling. Ich werde dich im Institut anvidieren, wenn mir noch etwas einfällt.«

Im warmen Sonnenlicht schimmerte Marys Haar in einem leuchtenden Kastanienbraun wie eine blitzende Flammenwolke. Das war diese Woche bei Frauen der letzte Modeschrei. Klein und schlank stand sie dort in ihrer grünen Hose und dem enganliegenden folienartigen Pullover. Er winkte ihr zu, erhaschte einen letzten Blick auf seine hübsche Frau, das eingeschossige Stuck-Haus, den Garten, den Plattenweg und die kalifornischen Hügel, die in der Ferne anstiegen. Dann schwang er sich ins Auto.

Er brachte den Wagen auf Touren, fuhr die Straße hinab und fädelte sich in den San-Franzisko-Leitstrahl Nord ein. So war es sicherer, besonders auf der US 101. Und es ging viel schneller. Es machte ihm nichts aus, seinen Wagen aus hundert Kilometern Entfernung lenken zu lassen. All die anderen Wagen, die auf dem sechzehnspurigen Highway dahinrasten, waren ebenfalls leitstrahl gelenkt, und zwar sowohl jene, die in seine Richtung fuhren, als auch die anderen, die in südlicher Richtung auf dem Highway

nach Los Angeles unterwegs waren. Das machte Unfälle nahezu unmöglich und bedeutete, daß er die Bildungstafeln, die traditionell von verschiedenen Universitäten entlang der Straße aufgestellt wurden, studieren oder hinter den Tafeln die Landschaft genießen konnte.

Die Landschaft sah frisch, gesund und gut gepflegt aus. Ja, richtig attraktiv war sie, seit Präsident Cantelli die Seifen-, Autoreifen- und Hotelindustrie verstaatlicht hatte. Es gab keine Werbetafeln mehr, die die Hügel und Täler verschandelten. Sicherlich würde es nicht mehr lange dauern, bis sich alle Industriezweige unter der Obhut des zehnköpfigen Wirtschaftsplanungsrates befanden, der wiederum unter Aufsicht der Westinghouse-Forschungsschulen arbeitete. Was den ärztlichen Berufsstand betraf, so war das natürlich eine andere Sache.

Er klopfte auf den Instrumentenkoffer auf dem Sitz neben sich. Industrie war eine Sache, die Berufsstände waren eine andere. Niemand würde die Ärzte, Anwälte, Maler und Musiker verstaatlichen. Während der letzten beiden Jahrzehnte hatten die technokratischen und beruflichen Klassen nach und nach die Kontrolle über die Gesellschaft übernommen. Um 1998 waren es anstelle von Geschäftsleuten und Politikern Wissenschaftler, deren Fachwissen sie befähigte ...

Irgend etwas hob das Auto hoch und schleuderte es von der Straße.

Parsons schrie, als sich der Wagen schwindelerregend auf dem Seitenstreifen überschlug und in das Gestrüpp und die Bildungstafeln krachte. *Der Leitstrahl hat versagt.* Das war sein letzter Gedanke. *Interferenz.* Bäume, Felsen ragten vor ihm auf, schlugen über ihm zusammen. Ein kreischendes Bersten von Plastik und Metall und seine eigene Stimme verschmolzen zu einem chaotischen Gewirr von Schall und Bewegung. Und dann kam der widerliche Aufprall,

der den Wagen wie einen Plastikkarton zusammenknüllte. All die Sicherheitsvorkehrungen im Wagen – verschwommen bekam er mit, wie sie sich zu einem verspäteten Handeln aktivierten. Sie betteten ihn ein, der Geruch von Antifeuer-Spray umhüllte ihn ...

Er wurde in eine wallende Leere aus Grau hinausgeschleudert. Er erinnerte sich daran, wie er sich langsam überschlug und wie ein gewichtloses, treibendes Partikel zur Erde hinuntersank. Alles war verlangsamt, wie eine Tonbandaufnahme, die mit einem Viertel der Aufnahmegeschwindigkeit abgespielt wurde. Er spürte keinen Schmerz. Überhaupt nichts. Ein ungeheuerlicher, formloser Nebel schien ihn rundum einzuhüllen.

Ein Strahlenfeld. Eine Art Strahl. Die Energie, die den Leitstrahl überlagert hatte. Das wurde ihm klar – sein letzter bewußter Gedanke. Dann senkte sich Dunkelheit über ihn.

Er hielt sich noch immer an seinem grauen Instrumentenkoffer fest.

Vor ihm wurde die Landstraße breiter.

Lichter flackerten rings um ihn auf, eingeschaltet durch seine Anwesenheit, ein wandernder Schirm aus gelben und grünen Punkten, die ihm den Weg zeigten. Die Straße tauchte darin ein und verschmolz mit einem komplizierten Netz anderer Straßen und Abzweigungen, die in der Dunkelheit verblaßten. Wohin sie führten, konnte er nur vermuten. Im Mittelpunkt des Komplexes hielt er an und betrachtete konzentriert ein Schild, das sofort und offenbar zu seinem Nutzen zum Leben erwachte. Er las sich die unbekannten Worte laut vor:

»DIR 30c N ... ATR 46c N ... BAR 100c S ... CRP 205c S ... EGL 67cN.«

N und S waren ohne Zweifel Nord und Süd. Aber der Rest sagte ihm nichts. Das C war wohl ein Längenmaß. Das hatte sich geän-

dert – Angaben in Kilometern oder Meilen wurden nicht mehr verwendet. Der magnetische Pol wurde noch als Bezugspunkt gebraucht, aber das munterte ihn auch nicht sonderlich auf.

Eigenartige Fahrzeuge bewegten sich auf den Straßen, neben und über ihm Lichttropfen. Ähnlich wie die Türme der Stadt verlagerten sich die Farbtöne, sobald sie den räumlichen Bezug zu ihm änderten.

Schließlich gab er den Versuch auf, dem Schild weitere Informationen zu entnehmen. Es sagte ihm nur, was er bereits wußte, nichts weiter. Er war in die Zukunft verschlagen worden, und zwar um ein gutes Stück. Die Sprache, das Maßsystem, das ganze Erscheinungsbild der Gesellschaft hatte sich verändert.

Er kletterte über eine Seitenrampe von der untersten Straßenebene zur nächsthöheren hinauf. Rasch schwang er sich zu einer dritten und dann zu einer vierten empor. Nun war ihm der Blick auf die Stadt nicht mehr versperrt.

Das war schon sehenswert. Groß und schön lag sie vor ihm. Nicht von diesen industriellen Wucherungen umgeben und ohne die Kamine und Schlote, die sogar San Franzisko häßlich gemacht hatten. Es raubte ihm den Atem. Als Parsons dort auf der Rampe in der kalten Nachtdunkelheit stand, während der Wind ihm ins Ohr wisperte, über ihm die Sterne, um sich herum die sich bewegenden Farbtupfer, die Fahrzeuge darstellten, überwältigten ihn seine Gefühle. Er setzte sich wieder in Bewegung, von neuer Energie belebt. Seine Stimmung hob sich. Was würde er vorfinden? Was war das für eine Welt? Wie auch immer sie sein mochte, er würde darin seinen Platz finden können. Dieser Gedanke dröhnte triumphierend in seinem Gehirn: *Ich bin Arzt. Ein verdammt guter Arzt. Klar, wenn irgend jemand sonst in dieser Situation ...*

Ein Arzt wurde immer gebraucht. Er konnte ihre Sprache meistern – ein Gebiet, auf dem er immer Begabung gezeigt hatte – und

auch die gesellschaftlichen Sitten. Einen Platz für sich finden, überleben und festzustellen versuchen, wie er hierhergekommen war. Schließlich zu seiner Frau zurückkehren, natürlich. Ja, dachte er, das hier würde Mary gefallen. Vielleicht gelang es ihm, die Kräfte, die ihn hierherbefördert hatten, wiederzuverwenden, dann konnte er sich mit seiner Familie in dieser Stadt niederlassen ...

Parsons ergriff seinen grauen Metallkoffer fester und beeilte sich. Während er atemlos die Straße hinuntereilte, löste sich ein stummer Farbtropfen von dem Band unter ihm, stieg auf, kam direkt auf ihn zu. Ohne Zögern glitt das Ding in seine Richtung. Er hatte nur noch Zeit zu erstarren: Die Farbe *raste auf ihn zu* – und ihm wurde klar, daß sie nicht vorhatte auszuweichen.

»Halt!« brüllte er. Seine Arme kamen reflexartig hoch, er winkte der aufsprießenden Farbe wie von Sinnen zu, und das Ding war jetzt so nahe, daß es sein Blickfeld ausfüllte und ihn blendete.

Es huschte an ihm vorbei, und als er von dem heißen Wind umweht wurde, sah er ein Gesicht, das ihn anblickte. Mit gemischten Empfindungen anblickte. Mit Vergnügen – und Erstaunen!

Parsons hatte eine Eingebung. Schwer zu glauben, aber er hatte es mit eigenen Augen gesehen. Der Fahrer des Vehikels war überrascht, und zwar von seiner Reaktion darauf, überfahren und getötet werden zu können.

Jetzt kehrte das Fahrzeug zurück, dieses Mal langsamer, wobei der Fahrer seinen Kopf herausstreckte und Parsons anstarrte. Das Fahrzeug rollte neben ihm aus, der Motor summte leise.

»Hin?« sagte der Fahrer.

Närrischerweise dachte Parsons: *Dabei hatte ich nicht einmal meinen Daumen draußen.* Laut sagte er: »He, Sie haben versucht, mich über den Haufen zu fahren.« Seine Stimme bebte.

Der Fahrer runzelte die Stirn. In den wechselnden Farben wirkte sein Gesicht erst dunkelblau, dann orangefarben. Die Lich-

ter blendeten Parsons, deshalb schloß er kurz die Augen. Der Bursche hinter dem Steuer war erstaunlich jung. Ein Jugendlicher, kaum mehr als ein Junge. Es kam ihm wie ein Traum vor, daß dieser Junge, der ihn nie zuvor gesehen hatte, versucht hatte, ihn zu überfahren, und ihm nun anbot, ihn mitzunehmen.

Die Tür des Fahrzeugs glitt zurück. »Hin«, wiederholte der Junge, allerdings nicht mit befehlender Stimme, sondern ausgesprochen höflich.

Schließlich, fast in einem Reflex, stieg Parsons zittrig ein. Die Tür schnappte zu, und der Wagen zog mit einem Ruck an. Parsons wurde von der Beschleunigung in den Sitz gepreßt.

Neben ihm sagte der Junge etwas, doch Parsons konnte es nicht verstehen. Sein Tonfall ließ vermuten, daß er noch immer erstaunt, noch immer verwundert war und sich entschuldigen wollte. Und der Junge starrte Parsons weiterhin an.

Es war kein Spiel gewesen, erkannte Parsons. Dieser Bursche hatte wirklich vorgehabt, mich zu überfahren, mich zu töten. Wenn ich nicht mit den Armen gewinkt hätte ...

Aber weil ich gewinkt habe, hat der Junge angehalten.

Er dachte, ich wollte überfahren werden!

2

Der Junge neben ihm fuhr mit unbekümmerter Zuversicht. Jetzt hätte sich der Wagen der Stadt zugewandt, der Junge lehnte sich zurück und gab die Kontrollen frei. Seine Neugier in bezug auf Parsons wurde deutlich stärker. Er drehte seinen Sitz so, daß er Parsons ansehen konnte, und betrachtete ihn eingehend. Und er griff nach oben und knipste eine Innenbeleuchtung an, damit sie beide besser sehen konnten.

In diesem Licht konnte Parsons den Jungen zum erstenmal richtig sehen. Und was er sah, erschütterte ihn.

Dunkles Haar, glänzend und lang. Kaffeeфарbene Haut. Flache, breite Wangenknochen. Mandelaugen, die im reflektierten Licht feucht glänzten. Eine vorstehende Nase. Römisch?

Nein, dachte Parsons. Fast hethisch. Und sein schwarzes Haar ... Der Kleine war bestimmt vielrassig. Die Wangenknochen wiesen auf eine mongolische Abstammung hin. Die Augen waren mediterran. Das Haar war möglicherweise negroid. Die Hautfarbe zeigte einen vagen Unterschimmer von rötlichem Braun. Polyne-sisch?

Auf dem Hemd des Jungen – er trug dunkelrote Kleidung, die aus zwei Teilen bestand, und Slipper – zog eine Art Wappen mit Tierbildern und Schrift Parsons Aufmerksamkeit an. Da war zum Beispiel ein stilisierter Adler.

Adler. *Adl.* Und die anderen? *Irs* stand für Hirsch. *Bar* war Bär. Den Rest konnte er nicht erraten. Was bedeutete diese Tier-Nomenklatur? Er setzte an zu sprechen, aber der Junge kam ihm zuvor.

»*Whur venis a tardus?*« fragte mit einer noch nicht völlig erwachsen klingenden Stimme.

Parsons verschlug es den Atem. Diese Sprache war ihm, wenn auch nicht vertraut, so doch zumindest nicht fremd. Sie hatte einen verblüffend natürlichen Klang, wie etwas, das man beinahe, aber nicht ganz verstand.

»Was?« fragte er.

Der Junge formulierte seine Frage genauer. »*Ye kleidis novae en sagis novate. Whur iccidi hist?*«

Jetzt begann er die Tendenz zu erkennen. Wie der rassische Typ war auch die Sprache polyglott. Offensichtlich basierte sie auf Latein, möglicherweise war sie eine künstliche Sprache, eine *lingua franca*, zusammengesetzt aus jenen Bröckchen, die am meisten verbreitet waren. Als Parsons über die Worte nachdachte, kam er zu dem Schluß, daß der Junge wissen wollte, warum er so spät noch unterwegs war und weshalb er sich so eigenartig kleidete. Und warum er so sprach, wie er es tat. Aber im Moment war er wenig geneigt, Antworten zu geben, sondern hatte seinerseits Fragen.

»Ich möchte wissen«, sagte er langsam und bedächtig, »warum du versucht hast, mich zu überfahren.«

Der Junge blinzelte und sagte stockend: »*Whur ik ...*« Seine Stimme versiegte. Offensichtlich verstand er Parsons Worte nicht.

Oder war es so, daß die Worte verstanden wurden, die Frage jedoch unverständlich war? Mit einem weiteren Frösteln dachte Parsons, daß das Verhalten des Jungen möglicherweise eine Selbstverständlichkeit gewesen war. Etwas Alltägliches. Natürlich hat er versucht, mich zu töten. Macht das nicht jeder?

Er empfand ein durchdringendes Wiederaufleben der Bestürzung und machte sich daran, die Sprachbarriere zu knacken. Ich werde mich verständlich machen müssen, begriff er. Und zwar sofort.

Zu dem Jungen sagte er: »Sprich weiter.« »*Sag?*« wiederholte der Junge. »*Ik sag yer, ye meinst?*« Parsons nickte. »Das stimmt«,

sagte er. »Du hast es kapiert.« Wir machen Fortschritte, dachte er verbissen. Und er versteifte sich, weil er so sorgfältig wie nur möglich zuhören wollte, als der Junge stockend weiterplapperte. Wir machen Fortschritte, aber ich wüßte gern, ob die Zeit noch reicht.

Ein breiter Brückenbogen trug den Wagen über eine Art Kanal, der die Stadt umgab, ein rein ornamentaler Stadtgraben, dem kurzen Blick zufolge, den Parsons darauf werfen konnte. Immer mehr Wagen wurden sichtbar, die sich sehr langsam bewegten, und jetzt auch Leute, die zu Fuß unterwegs waren. Er entdeckte Menschenmassen, die sich auf Rampen bewegten, die Türme betraten und verließen, sich auf Bürgersteigen entlangschoben. Alle Leute, die er sah, schienen jung zu sein. Wie der Kleine neben ihm. Und auch sie hatten die dunkle Haut, die flachen Wangenknochen und trugen dieselben Kleidungsstücke. Er sah eine Vielzahl von Emblemen. Tier-, Fisch- und Vogelwappen.

Warum? Eine in Totem-Stämmen organisierte Gesellschaft? Oder verschiedene Rassen? Oder war dort ein Fest im Gange? Aber sie waren sich physisch gleich. Das ließ ihn die Theorie verwerfen, ein jedes Emblem stehe für eine andere Rasse. Eine willkürliche Einteilung der Bevölkerung?

Spiele?

Alle trugen ihr Haar lang, geflochten und hinten zusammengebunden, Männer wie auch Frauen. Die Männer waren erheblich größer als die Frauen. Sie hatten strenge Nasen und Kinnpartien. Die Frauen eilten lachend und schwatzend dahin, mit strahlenden Augen, die Lippen feucht schimmernd, glänzend, ungewöhnlich voll. Aber so jung – fast Kinder. Fröhliche, lachende Jungen und Mädchen. An einer Kreuzung strahlte eine Hängelampe das erste richtige weiße Licht aus, das er bisher in dieser Welt gesehen

hatte, und in diesem reinen Glanz sah er, daß sowohl die Lippen der Männer wie auch die der Frauen eine schwarze Farbe hatten, daß sie überhaupt nicht rot waren. Es liegt nicht am Licht, stellte er fest. Vielleicht eine Färbung? Mary ist auch immer mit diesen modischen Haarfärbungen angekommen ...

In diesem ersten wirklich enthüllenden Licht starrte ihn der Junge neben ihm mit einem neuen Ausdruck an. Er hatte den Wagen angehalten.

»Ach«, keuchte der Junge. Der Ausdruck auf seinem Gesicht wurde eindeutig. Er wich zurück, kauerte sich gegen die andere Wagentür. »Ye ... «Er stammelte, suchte nach Worten und platzte schließlich würgend und so laut hervor, daß mehrere Passanten aufblickten: »*Yer bist krank!*«

Dieses Wort war ein Überbleibsel von Parsons Sprache: Es konnte nicht mißverstanden werden. Der Tonfall selbst und die Miene des Jungen beseitigten jeden Zweifel.

»Wieso krank?« antwortete Parsons gereizt und abwehrend. »Ich kann dir versichern ...«

Der Junge unterbrach ihn, spie eine Folge von Schnellfeuerbeschuldigungen aus. Manche dieser Worte – zu viele – waren unverständlich. Schließlich begann er, das Sprachmuster zu begreifen. Und daraus ergab sich folgendes: die Erkenntnis, daß der Junge, nachdem er ihn jetzt zum erstenmal deutlich sah, von Abneigung und Abscheu überwältigt war. Die Anschuldigungen ergossen sich in einer fast hysterischen Tirade über Parsons, der hilflos dasaß. Und draußen vor dem Wagen hatte sich eine Gruppe von Leuten versammelt, um zuzuhören.

Die Tür auf Parsons Wagenseite glitt auf; der Junge hatte ruckartig einen Knopf der Kontrolltafel berührt. Ich werde hinausgeworfen, begriff Parsons. Er protestierte, versuchte noch einmal, die Tirade zu unterbrechen.

»Sieh mal«, begann er. An dieser Stelle brach er ab. Die Gesichter der Leute, die außerhalb des Wagens auf dem Pflaster standen und ihn erblickt hatten, zeigten denselben Ausdruck. Das gleiche Entsetzen, die gleiche Bestürzung, den gleichen Ekel wie der Junge. Die Leute murmelten, und er sah eine Frau ihre Hand heben und denjenigen weiter hinten, die nicht genug sehen konnten, etwas zeigen. Die Frau zeigte auf ihr eigenes Gesicht.

Meine weiße Haut! stellte Parsons fest.

»Hier willst du mich hinauswerfen?« sagte er zu dem Jungen und wies auf die murmelnde Menge.

Der Junge zögerte. Selbst wenn er Parsons Worte nicht ganz verstand, so konnte er doch ihre Bedeutung erraten. Feindseligkeit beherrschte die Menge, die jetzt näher herandrängte, um einen besseren Blick auf Parsons werfen zu können, und der Junge sah das. Sowohl er als auch Parsons hörten die ärgerlichen Stimmen und sahen die eindeutig feindseligen Bewegungen.

Mit einem Schwirren glitt die Tür neben Parsons zu. Sie schloß sich, und er saß noch immer im Innern des Wagens. Der Junge beugte sich vor, übernahm die Steuerung des Wagens und beschleunigte rasch.

»Danke«, sagte Parsons.

Ohne ihm zu antworten oder ihn auch nur zu beachten, ließ der Junge den Wagen Geschwindigkeit aufnehmen. Jetzt hatten sie eine steile Rampe erreicht, der Wagen schoß hinauf und raste dann eine gerade Strecke entlang. Parsons blickte hinaus, und währenddessen verlangsamte der Junge den Wagen bis fast zum Stillstand. Links von ihnen entdeckte Parsons eine weniger erhellte Allee. Der Wagen glitt darauf zu und kam im Halbschatten zur Ruhe. Die Bauten hier wirkten ärmlicher, weniger verzerrt. Und es waren weit und breit keine Leute zu sehen.

Wieder glitt die Tür auf.

Parsons sagte: »Ich bin dir dankbar dafür.«

Wacklig stieg er aus.

Der Junge schloß die Tür, und dann schoß der Wagen davon und außer Sicht. Parsons war allein. Er versuchte noch immer, eine Erklärung zu finden oder eine Frage zu stellen – er wußte nur nicht, welche. Plötzlich tauchte der Wagen wieder auf: Ohne zu verlangsamen zischte er an ihm vorbei, blies ihm seinen heißen Auspuff-Atem entgegen. Er warf sich taumelnd nach hinten, damit er den glänzenden Lichtern entging. Etwas flog aus dem Wagen heraus und knallte vor Parsons Füße.

Sein Instrumentenkoffer. Er hatte ihn im Wagen zurückgelassen.

Er setzte sich in den Schatten, öffnete seinen Instrumentenkoffer und inspizierte den Inhalt. Gott sei Dank schien nichts zerbrochen oder beschädigt zu sein.

Gnädigerweise hatte ihn der Junge in einem Lagerhausviertel aussteigen lassen. Die Gebäude waren von massiver Beschaffenheit, mit gewaltigen Doppeltüren versehen, die offensichtlich nicht für den menschlichen Gebrauch, sondern für irgendwelche übergroßen Fahrzeuge gedacht waren. Und auf dem Pflaster ringsum sah er die undeutlichen Konturen von Abfällen.

Er hob ein Stück beschriebenes Papier auf. Offenbar ein politisches Pamphlet, das jemanden oder eine Partei anprangerte. Hier und dort erkannte er einige Worte – der Satzbau schien ziemlich einfach zu sein, die Sprache war flektiert, etwa wie Spanisch oder Italienisch, nicht distributiv, jedoch mit gelegentlichen englischen Worten. Sie geschrieben zu sehen, erleichterte ihm das Problem, sie zu verstehen, nicht sonderlich. Er erinnerte sich an die medizinischen Texte in Russisch und Chinesisch, die für ihn zur Pflichtlektüre gehörten, an die zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift mit Zusammenfassungen in sechs Sprachen. Das gehörte

zu dem Job, Mediziner zu sein. An der Universität von La Jolla hatte er nicht nur Deutsch, Russisch und Chinesisch lesen müssen, sondern auch Französisch – eine Sprache, die heutzutage keine große Bedeutung mehr hatte, ihnen jedoch von der Tradition aufgezwungen wurde. Und seine Frau hatte klassisches Griechisch gelernt, um das kulturelle Erbe zu wahren. Das jedenfalls, sagte er sich, wäre somit gelöst. Sie haben ihre eigene synthetische Sprache. Und dies hier ist sie.

Doch was ich zunächst brauche, entschied er, ist ein Versteck. Solange ich mich orientieren muß, benötige ich einen Platz zum Atemholen, wo ich weniger verwundbar bin. Die dunklen und stillen Gebäude ringsum sahen verlassen aus. Am Ende der Straße wiesen eine Vielzahl von Lichtern und winzige, ferne Gestalten auf ein belebteres Viertel hin, ein kommerzielles Viertel mit Geschäften, die ungeachtet der späten Stunde geöffnet hatten.

Eine schwache Straßenlaterne erhellte den Weg vor ihm, als er vorsichtig zwischen den neben einer Laderampe angehäuften, weggeworfenen Kartons hindurchging. Unerwartet stolperte er über ein paar Abfallkanister, aus denen ein gedämpftes Wühlen hörbar wurde. Der überquellende Abfall bewegte sich, und er entdeckte, daß er durch das Anstoßen der Kanister den Mechanismus wieder in Gang gesetzt hatte. Ohne Zweifel sollte dieser automatisch funktionieren und den Abfall so schnell beseitigen, wie er hineingeschaufelt wurde, doch offensichtlich befand sich der Mechanismus in keinem guten Zustand.

Eine Treppe aus Zementstufen führte zu einer Tür hinunter. Er stieg hinab und probierte die rostige Türklinke. Natürlich verschlossen. Wahrscheinlich ein Lagerraum.

Im Halbdunkel kniete er sich hin, öffnete seinen Instrumentenkoffer und holte das chirurgische Besteck heraus. Die Energiezufuhr war autark, und er schaltete sie ein. Die Basiswerkzeuge

leuchteten auf: Bei Notoperationen spendeten sie genügend Licht, um dabei arbeiten zu können. Geschickt steckte er eine Schneidklinge in die Fassung des Arbeitsgetriebes und spannte sie fest. Schwach winselnd schnitt die Klinge in das Türschloß. Er stellte sich dicht davor, um das Geräusch zu dämpfen.

Die Klinge kam knirschend frei, und das Schloß war aus der Tür herausgeschnitten. Hastig baute er die chirurgischen Werkzeuge auseinander und stopfte sie in den Instrumentenkoffer zurück. Mit beiden Händen zog er vorsichtig an der Tür.

Sie quietschte in ihren Scharnieren und glitt auf.

Jetzt habe ich also ein Versteck, dachte er. In seinem Koffer hatte er eine ganze Anzahl von Hautpräparaten für die Behandlung von Verbrennungen. Schon hatte er in Gedanken eine Kombination von antiseptischen Sprays ausgewählt, die ihm einen dunkleren Teint bescheren würden. Damit konnte er seine Hautfarbe soweit abdunkeln, daß sie nicht mehr von derjenigen der hier lebenden Menschen zu unterscheiden sein würde.

In plötzlichem hellen Licht stand er blinzeln da. Es war also doch kein verlassener Lagerraum. Warme Luft begrüßte ihn, Essensgeruch drang ihm in die Nase. Ein Mann stand mit einer Karaffe in der Hand da, mitten in der Bewegung erstarrt, einer Frau etwas Trinkbares einzugießen.

Sieben oder acht Leute sahen ihn an. Sie saßen in Sesseln, ein Paar stand. Sie betrachteten ihn gelassen, ohne Überraschung. Offenbar hatten sie ihn bemerkt, als er das Schloß herausgeschnitten hatte. Sie hatten ihn gehört, wie er draußen an der Arbeit gewesen war.

Der Mann schenkte der Frau den Drink vollends ein. Jetzt erhob sich ein dumpfes Redegemurmel. Seine Anwesenheit – seine Art des Eindringens – schien diese Leute überhaupt nicht zu beunruhigen.

Eine Frau, die in seiner Nähe saß, sagte etwas zu ihm. Das melodische Fließen von Worten wiederholte sich mehrere Male. Aber er konnte deren Sinn nicht begreifen. Die Frau lächelte ohne Groll zu ihm hinauf, sprach erneut, doch jetzt langsamer. Er verstand ein Wort, dann ein anderes. Sie teilte ihm bestimmt, aber höflich mit, daß es seine Pflicht war, das Türschloß zu ersetzen.

»... und bitte verschließen Sie sie«, endete sie. »Die Tür.«

Verwirrt griff er hinter sich und zog die Tür zu.

Ein adrett aussehender Jugendlicher, der sich zu ihm vorbeugte, sagte: »Wir wissen, wer Sie sind.« Wenigstens interpretierte Parsons seine Erklärung so.

»Ja«, sagte ein anderer Mann. Mehrere von ihnen nickten.

Die Frau nahe der Tür sagte: »Sie sind der ...« Es folgte ein Wort, das für ihn keinen Sinn ergab. Es hatte einen vollkommen künstlichen Klang, war wohl eher Jargon als Sprache.

»Das stimmt«, echote ein anderer. »Genau der sind Sie.«

»Aber es macht uns nichts aus«, erklärte ein Junge.

Dem stimmten sie alle zu.

»Denn«, fuhr der Junge fort, wobei seine weißen Zähne funkelten, »wir sind nicht hier.«

Ein Chor von Zustimmung. »Nein, überhaupt nicht hier.«

»Dies ist eine Täuschung«, sagte eine schlanke Frau.

»Täuschung«, wiederholten zwei Männer.

Parsons sagte unsicher: »Wer bin ich, sagten Sie?«

»Deshalb haben wir keine Angst«, sagte einer von ihnen – wenigstens glaubte er, daß es diese Person so sagte.

»Angst?« fragte Parsons. Das fesselte sofort seine Aufmerksamkeit.

»Sie sind gekommen, um uns zu holen«, sagte ein Mädchen.

»Ja«, pflichteten sie alle mit offensichtlicher Freude bei, und ihre Köpfe nickten auf und ab. »Doch das können Sie nicht.«

Er dachte: *Sie halten mich für jemand anders.*

»Berühren Sie mich«, sagte die Frau an der Tür. Sie stellte ihren Drink ab und erhob sich aus dem Sessel. »Ich bin nicht wirklich hier.«

»Keiner von uns ist das«, pflichteten mehrere Leute bei. »Berühren Sie sie. Los.«

Unfähig, sich zu bewegen, blieb Parsons an Ort und Stelle stehen. *Ich kapiere das nicht*, dachte er. *Nein.*

»Schon gut«, sagte die Frau. »Ich berühre Sie. Meine Hand wird geradewegs durch Ihre hindurchgehen.«

»Wie durch Luft«, sagte ein Mann fröhlich.

Die Frau streckte ihre schlanken, dunklen Finger aus und brachte sie immer näher an seinen Arm heran. Lächelnd, ihre Augen lebendig vor Freude, legte sie ihre Finger auf seinen Arm.

Ihre Finger gingen nicht hindurch. Sofort klaffte ihr Mund vor Schrecken auf. »Oh«, flüsterte sie.

In dem Raum wurde es still. Alle starrten sie ihn an.

Schließlich sagte einer der Männer schwach: »Er hat uns wirklich gefunden.«

»Er ist wirklich hier«, murmelte die Frau, und ihre Augen glitzerten vor panischer Angst. »Hier, wo wir sind. Im Keller.«

Sie starrten Parsons benommen an. Er konnte nichts tun, als zurückzustarren.

3

Nach einer schrecklichen Stille sank eine Frau in einen Sessel nieder und sagte: »Wir dachten, Sie wären oben, auf der Fingal-Straße. Wir haben eine Projektion auf der Fingal-Straße.«

»Wie haben Sie uns gefunden?« fragte ein Mann. Ihre Stimmen, die eher zu Halbwüchsigen paßten, vermischten sich zu einem Chor.

Aus dem Stimmenwirrwarr konnte er einen angemessenen Teil herausfiltern. Eine Versammlung. Geheim, hier unten im Lagerhausviertel. Ihrer Abgeschiedenheit so sicher, daß sein Kommen nicht registriert worden war.

Shupo. Das war das Wort für ihn gewesen.

Langsam und betont sagte Parsons: »Ich bin nicht *Shupo*.« Was immer das war.

Augenblicklich reckten sie alle Hälse. Alle Augen richteten sich wieder auf ihn, diese schwarzen, großen, jugendlichen Augen.

Ein Mann sagte voller Bitterkeit: »Wer bohrt sonst durch Türen?«

»Er bohrt nicht nur«, sagte ein Mädchen, »sondern er ist auch maskiert.«

Sie nickten. Ihre Besorgnis war von Widerwillen eingefärbt.

»Diese unglaublich weiße Maske«, sagte ein Mädchen.

»Wir hatten auch Masken«, sagte ein Mann. »Letztes Mal.«

»Oftmals«, warf ein anderer ein, »tragen wir Masken, wenn wir draußen sind.«

Er war offenbar in eine konspirative Randgruppe gestolpert, die außerhalb des Gesetzes arbeitete. Verschwörerisch ... möglicherweise politisch ... und gefährdet. Bestimmt waren sie nicht in der Position, ihn zu bedrohen. Glück für mich, entschied er.

»Lassen Sie uns ihr wahres Gesicht sehen«, verlangte ein Mann. Jetzt lärmten sie alle mit wachsender Empörung.

»Dies ist mein wahres Gesicht«, sagte er.

»So ganz *weiß*?«

»Und hört nur, wie er redet«, sagte ein anderer. »Sprachbehinderung.«

»Auch teilweise taub«, sagte jemand anders, ein Mädchen. »Dadurch bekommt er nicht einmal die Hälfte von dem mit, was gesagt wird.«

»Ein richtiger *Quivak*«, sagte ein Junge verletzend.

Ein kleiner Jugendlicher mit scharf geschnittenem Gesicht stolzierte zu Parsons heran. Mit Verachtung in der schleppenden, schmeichlerischen Stimme sagte er dicht vor Parsons Gesicht: »Bringen wir es hinter uns.« Er hielt seinen rechten Daumen hoch.

»Schneid ihn ab«, sagte ein Mädchen mit blitzenden Augen. »Los. Schneid ihn jetzt gleich ab!«

So, dachte Parsons. Politische Verbrecher werden in dieser Gesellschaft also verstümmelt. Uralte Bestrafung. Er verspürte tiefe Abscheu. Barbarisch ... und diese Tier-Totems. Rückkehr zu Stammesriten.

Und auf dem Highway der Junge, der geglaubt hat, ich wollte getötet werden. Der versucht hat, mich zu überfahren, und dann verblüfft war, als ich auswich.

Er dachte: Und ich habe die Stadt so schön gefunden.

Abseits, in einer Ecke, stand ein Mann, der nichts gesagt hatte, der an seinem Drink nippte und zusah. Seine dunklen, ernsten Züge zeigten einen ironischen Ausdruck. Von ihnen allen schien er der einzige zu sein, der seine Gefühle unter Kontrolle hatte. Jetzt kam er auf Parsons zu und erhob zum ersten Mal die Stimme.

»Sie haben nicht damit gerechnet, hier jemanden vorzufinden«,

sagte er. »Sie haben gedacht, dies sei ein leeres Lagerhaus.«

Parsons nickte.

»Die einzigartige Gesichtsfärbung Ihrer Art ist meiner Kenntnis nach«, fuhr der Mann fort, »die Folge einer hochgradig ansteckenden Seuche. Aber Sie scheinen gesund zu sein. Mir fällt auch auf, daß Sie unpigmentierte Augen haben.«

»Blau«, berichtete ein Mädchen.

»Das ist unpigmentiert«, sprach der kräftig gebaute Mann weiter. »Was mich am meisten interessiert, ist Ihre Kleidung. Ich würde auf 1910 tippen.«

Mit Bedacht sagte Parsons: »Eher 2010.«

Der Mann lächelte schwach. »Aber nicht weit davon entfernt.«

»Und was für eine Zeit ist dies hier?« fragte Parsons.

Die schwarzen Augen flackerten. »Ah«, sagte er und wandte sich der Gruppe zu. »Nun, *amici*, die Sache ist weniger bedrohlich, als ihr es euch vorstellt. Wir haben es hier mit einer weiteren Tempus-Pfuscherei zu tun. Ich schlage vor, wir verschließen die Tür wieder und setzen uns dann hin und beruhigen uns.« Zu Parsons sagte er: »Wir schreiben das Jahr 2405. Sie sind die erste Person, soviel ich weiß. Bisher waren es nur *Dinge*. Verdrängungen. Soll angeblich natürlich sein, was aber grotesk ist. Frösche, eine ausgestorbenen Gattung, fallen auf die Straße. Das war die Vorwarnung für unsere Wissenschaftler. Steine. Trümmer. Krims-krams. Verstehen Sie?«

»Ja«, sagte Parsons zögernd.

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Aber keiner weiß, warum.« Wieder lächelte er Parsons an. »Ich heiße Wade«, sagte er. »Und Sie?«

»Parsons.«

»Willkommen«, sagte Wade und hob die offene Handfläche. »Oder womit macht man's bei euch? Mit den Nasen? Wie auch

immer. Wollen Sie sich uns nicht anschließen? Ich meine nicht irgendwelche Lustbarkeiten dieser Party, sondern den Anschluß auf anderer Ebene.«

»Der politischen«, sagte Parsons.

»Ja, um die Gesellschaft zu verändern. Ich bin hier der Anführer, ich leite diese ... Wie heißt Ihr altes Wort dafür? Zille? Zoll?«

»Zelle«, sagte Parsons.

»Ganz recht«, räumte Wade ein. »Wie bei den Bienen, mein Lieber. Wollen Sie unser Programm hören? Es wird Ihnen kaum etwas sagen. Ich schlage vor, Sie gehen raus. Wir sind in Gefahr.«

Parsons sagte: »Ich habe dort draußen Ärger gehabt. Ich bin ebenfalls in Gefahr.« Er zeigte auf sein Gesicht. »Lassen Sie mir wenigstens Zeit, meine Gesichtsfarbe zu verändern.«

»Kaukasisch«, sagte Wade und ließ das Wort auf der Zunge zergehen, als er es finster dreinblickend aussprach.

»Geben Sie mir eine halbe Stunde«, sagte Parsons knapp.

Wade machte eine einladende Geste. »Seien Sie unser Gast.« Er betrachtete Parsons genau. »Wir – sie, wenn Sie so wollen – haben starre Normen. Vielleicht können Sie sich anpassen. Unglücklicherweise dürfte das jedoch nicht einfach sein. Hier herrscht ein starres Freund-Feind-Denken. So etwas wie eine Mitte kennt man nicht.«

»Mit anderen Worten«, sagte Parsons, während er seine Anspannung und Abneigung wachsen spürte, »es ist wie in allen primitiven Gesellschaften. Der Fremde wird als nichtmenschlich eingestuft und beim ersten Anblick getötet, nicht wahr? So wie alles Unbekannte.« Seine Hände zitterten. Er kramte eine Zigarette hervor und steckte sie an, versuchte sich damit zu beruhigen. »Euer Totem-Sinnbild«, sagte er, wobei er auf Wade deutete. »Der Adler. Ihr verherrlicht Adler-Eigenschaften? Unbarmherzigkeit und Schnelligkeit?«

»Nicht ganz«, sagte Wade. »Alle Stämme sind vereinigt und haben die gleiche Weltanschauung. Wir wissen nichts über Adler. Unsere Stammesnamen wurzeln im Zeitalter der Dunkelheit, das dem H-Krieg gefolgt ist.«

Parsons kniete sich hin und öffnete seinen Instrumentenkoffer. So schnell wie möglich breitete er seine Hautsprays aus. Wade und die anderen sahen eine Weile zu, verloren dann aber offenbar das Interesse. Ihr Gespräch ging weiter. Er dachte: Kurze Aufmerksamkeitsspanne. Wie bei Kindern. Nein, sie *sind* Kinder. Bisher hatte er niemanden über zwanzig gesehen. Wade stellte voll und ganz den Habitus, die sich vornehm gebende, Bildung versprühende Wichtigtuerei eines linksorientierten Collegestudenten im zweiten Semester zur Schau. Natürlich hatte er bisher noch keinen richtigen Vertreter dieser Spezies gesehen. Diese Gruppe, der Junge auf dem Highway ... Plötzlich ging die Tür auf. Eine Frau trat ein. Bei Parsons Anblick blieb sie stehen. »Oh«, keuchte sie. Ihre dunklen Augen weiteten sich vor Staunen. »Wer ...?«

Wade begrüßte sie. »Icara. Das ist keine Krankheit. Das ist einer von diesen Fröschen. Eine Verdrängung namens Parsons.« Zu Parsons sagte er: »Sie ist meine ... Geliebte? Kupplerin? Große und gute Freundin? Puella.«

Die Frau nickte nervös. Sie setzte eine Armladung von Päckchen ab, welche die anderen Anwesenden sofort aufsammelten. »Warum hat Ihre Haut diese Kreidefarbe?« fragte sie, als sie sich neben ihm herunterbeugte, schlank, ein wenig rasch atmend, wobei ihre schwarzen Lippen vor Besorgnis zuckten.

»In meiner Zeit«, sagte er unter Schwierigkeiten, »war die Menschheit in weiße, gelbe, braune, schwarze Rassen unterteilt. Es gab alle Varianten von Unterrassen innerhalb dieser Arten. Es ist offensichtlich, daß es später irgendwann eine Verschmelzung gegeben hat.«

Icaras feingeformte Nase zog sich kraus. »Getrennt? Wie schrecklich. Und Ihre Sprache ist schlecht. Voller Fehler. Warum steht die Tür offen?«

»Er hat das Schloß aufgeschnitten«, seufzte Wade.

»Dann sollte er es reparieren«, sagte die Frau ohne Zögern. Während sie noch immer neben ihm gebückt kauerte, fuhr sie fort: »Was ist das für ein grauer Kasten? Warum öffnen Sie diese Tuben? Werden Sie in Ihre Zeit zurückkehren? Können wir zusehen?«

»Er sprüht sich an«, erklärte Wade. »Damit er dunkler aussieht.«

Ihr glänzendes, schwarzes Haar kam näher an ihn heran, als sie sich vorbeugte und vorsichtig schnupperte. »Sie sollten auch etwas gegen Ihren Geruch tun«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Was?« sagte er, auf mehreren Ebenen empfindlich getroffen.

Sie betrachtete ihn. »Sie riechen schlecht«, sagte sie. »Wie Moder.«

Die anderen, die mithörten, kamen herbei, um ihn anzusehen und dann ihre Meinung abzugeben. »Mehr wie Pflanzen«, sagte ein Mann. »Vielleicht sind es seine Kleider. Möglicherweise Pflanzenfasern!«

Icara sagte: »Wir baden.«

»Wir auch«, brummte Parsons ärgerlich.

»Jeden Tag?« Sie wich zurück. »Ich glaube, es sind Ihre Kleider, nicht Sie.« Und sie betrachtete ihn, wie er seine Hautfärbung aufsprühte. »So ist es schon viel besser. Gott, Sie sehen aus wie eine Made. Nicht ...«

»Nicht wie ein Mensch«, beendete Parsons ironisch.

Icara stand auf, und sagte zu Wade: »Ich verstehe nicht ... ich meine, das ergibt ein gewaltiges Problem. Der Seelenquader wird aus dem Gleichgewicht geraten. Und wie könnte er jemals an den Quell angepaßt werden? Er ist völlig anders, und wir haben auf

keinen Fall Zeit dafür. Wir müssen mit der Versammlung weitermachen. Und dann unsere Tür – sie steht noch immer offen.«

»Ist das so schlimm?« fragte Parsons.

»Die Tür?« fragte sie.

»Anders zu sein.«

»Nun, selbstverständlich ist das schlimm. Wenn Sie anders sind, dann gehören Sie nicht dazu. Aber Sie können lernen. Wade wird Ihnen die richtige Kleidung geben. Sie können lernen, richtig zu sprechen. Und sehen Sie ... diese Färbemittel von Ihnen funktionieren ganz gut.« Sie lächelte ihm hoffnungsvoll zu.

»Das wirkliche Problem«, sagte Wade, »ist die Orientierung. Die kann er unmöglich erlernen. Ihm fehlen die Grundkonzepte – wir lernen sie schon als Säuglinge.« Er hob eine Augenbraue und sagte zu Parsons: »Wie alt sind Sie?«

»Zweiunddreißig«, antwortete Parsons. Er war fast damit fertig, sich Gesicht, Hals, Hände und Arme einzusprühen, und hatte begonnen, sein Hemd auszuziehen.

Wade und Icara wechselten ein paar Blicke. »Lieber Himmel«, sagte Icara. »Wirklich? *Zweiunddreißig*?« Offenbar um das Thema zu wechseln, sagte sie: »Was ist das für eine schlaue Kiste – und worum handelt es sich bei den Gegenständen darin?«

»Das sind meine Instrumente«, sagte Parsons, der sein Hemd jetzt ausgezogen hatte.

»Und was ist mit den Listen?« sagte Wade halb zu sich selbst. »Es wird der Regierung nicht gefallen.« Er schüttelte den Kopf. »Er kann in keinen Stamm eingefügt werden. Er wird die Zählung schmeißen.«

Parsons schob den Instrumentenkoffer auf Wade zu. »Sehen Sie«, sagte er grob, »ich kümmerge mich einen Dreck um Ihre Stämme. Sehen Sie das hier? Das sind die feinsten chirurgischen Werkzeuge, die in sechszwanzig Jahrhunderten entwickelt worden sind.

Ich weiß nicht, wie gut oder wie umfassend euer medizinischer Standard ist, aber ich kann mich in jeder Kultur durchschlagen, egal ob Vergangenheit oder Gegenwart. Mit meinem Wissen und Können werde ich überall von Wert sein. Das weiß ich, auch wenn ich sonst nichts weiß. Mein medizinisches Wissen wird mir immer und überall einen Platz verschaffen!«

Icara und Wade schauten verblüfft drein. »Medizinisches Wissen?« Icara zögerte. »Was ist das?«

Entsetzt sagte Parsons: »Ich bin Arzt.«

»Sie sind ...« Icara suchte nach dem Wort. »Was habe ich in dem Geschichtsband gelesen? Alchimist? Nein, das war früher. Hexer? Ist ein Arzt ein Hexer? Sagt er Geschehnisse voraus, indem er die Bewegung der Sterne erforscht, sich mit Geistern berät und so weiter?«

»Wie dumm«, murmelte Wade. »Es gibt keine Geister.«

Jetzt hatte sich Parsons Brust, Schultern und Rücken eingesprüht. So schnell wie möglich knöpfte er sein Hemd wieder zu – in der Hoffnung, daß die Schicht bereits eingetrocknet war. Er zog seinen Mantel an, warf seine Instrumente in den Koffer zurück und ging auf die halboffene Tür zu.

Wade sagte: »*Salvay, amicus*.« Es hörte sich düster an.

Parsons stoppte an der Tür und wandte sich zum Sprechen um. Aber die Tür peitschte von selbst von ihm weg. Halb im Fall stolperte er, fing sich – und schaute in ein grinsendes, sardonisches kleines Gesicht hinunter, das frohlockend zu ihm aufblickte. Ein Kind, dachte er. Die scheußliche Karikatur eines Kindes. Und es gab noch mehr davon. Sie alle trugen dieselbe niedliche grüne Mütze ... Kostüme in einer Mittelschul-Aufführung. Das erste Kind richtete eine Metallröhre auf ihn und kreischte:

»*Shupo!*«

Er schaffte es, dem ersten *Shupo* einen Tritt zu verpassen: Sein

großer Zeh erwischte ihn und hob ihn hoch. Er kreischte noch immer, selbst als er gegen die Zementmauer krachte, die sich zu beiden Seiten des Eingangs erhob. Aber noch während er zutrat, schwärmten die anderen an ihm vorbei, zwischen seinen Beinen hindurch, an ihm hinauf und über ihn hinweg, und ihre Nägel zerrien an ihm, als sie weiter vorbeikrabbelten und in den Versammlungsraum strömten.

Die Arme vor dem Gesicht gekreuzt, pflügte er die Stufen hinauf, zur Straße.

Unter ihm drängten sich die *Shupos* wie giftige grüne Wespen an der Tür. Er konnte nicht feststellen, was drinnen geschah, denn er sah nur ihre Rücken und konnte nichts anderes als ihre Rufe hören. Sie hatten ihre Opfer in der Falle. Für ihn interessierten sie sich entweder nicht, oder sie nahmen sich nicht die Zeit, ihn zu fangen. Jetzt sah er ihre Fahrzeuge. Mehrere waren so gestellt, daß sie die Straße blockierten. Möglicherweise hatte die unverschlossene, halboffene Tür Licht herausfallen lassen, was eine Routinepatrouille angelockt hatte. Oder sie waren der Frau gefolgt, Icara. Er wußte es nicht. Vielleicht war sie sogar ihm gefolgt, und zwar von Anfang an.

Sie verlieren ihre Daumen, nicht wahr, fragte er sich. Und sogar freiwillig? Aber es hörte sich nicht danach an, als hätte die Gruppe beschlossen, sich zu unterwerfen – der Aufruhr schwoll an. Wenn ich die *Shupos* hierhergeführt habe, dachte er, bin ich verantwortlich. Ich kann nicht einfach davonlaufen. Zögernd kehrte er um und ging zurück.

Aus der wogenden Masse in den Schatten am Fuß der Treppe spalteten sich zwei ausgewachsene Gestalten ab und traten hervor. Ein Mann und eine Frau, die sich keuchend heraufkämpften. Er sah mit Entsetzen Blut heruntertropfen und auf ihren Gesichtern glänzen. Nichts mit Daumen, dachte er. Sie kämpfen, und es hört

nicht auf. Das ist das Opfer. Aber wenn sie es nicht bringen wollen, dann – ihr Leben?

Der Mann, Wade, brüllte heiser zu ihm herauf: »Parsons!« Seine Arme hoben sich, und er versuchte, das Mädchen die Stufen hinaufzustoßen. *Shupos* klammerten sich an seinen Händen und Füßen fest. »Bitte!« rief er, die Augen blind, voller Todesqual.

Parsons kam zurück. Er stürmte in den Treppenschacht hinunter, stampfte mit beiden Füßen und bekam das Mädchen zu fassen.

Wade sank zurück, von den *Shupos* gezogen, verschmolz wieder mit der Dunkelheit und dem Lärm, und die grünen Gestalten glänzten und schrien triumphierend. Blut, dachte Parsons. Sie bekommen Blut. Er preßte das Mädchen an sich und kämpfte sich keuchend die Treppe hinauf, erreichte die Straße, taumelte. Blut lief an seinen Handgelenken herunter – Blut vom Körper des Mädchens. Warm, schlaff, rückte sie näher an ihn heran, als er weiterging. Ihr Kopf pendelte hin und her. Ihre offen getragenen Haare breiteten sich schimmernd aus. Icara. Nicht verwunderlich, dachte er dumpf. Liebe kommt vor Politik.

Hier in der Dunkelheit der Straße irrte er davon, rang nach Atem. Seine Kleidung war zerrissen, und er trug Wades Geliebte oder Mädchen oder was auch immer. Ob sie wohl Nachnamen haben? fragte er sich.

Der Lärm des Aufruhrs hatte Passanten angelockt, und sie strömten zusammen und riefen aufgeregt durcheinander. Mehrere blickten Parsons an, wie er das bewußtlose Mädchen trug. War sie tot? Nein. Er fühlte ihr Herz schlagen. Die Passanten eilten weiter in die entgegengesetzte Richtung, zum Schauplatz des Kampfes.

Erschöpft hielt er an, hob das Mädchen hoch und stemmte sie sich über die Schulter. Ihr Gesicht streifte seines. Diese wunderschöne glatte Haut. Lippen, dachte er, warm und feucht ... was für

eine hübsche Frau. Ungefähr zwanzig.

Er bog um eine Ecke, ging weiter und war kaum fähig voranzukommen. Seine Lungen schmerzten, und er hatte Mühe, etwas zu sehen. Jetzt erreichte er eine hell erleuchtete Straße. Er sah viele Leute, erhaschte einen Blick auf Läden, Schilder, geparkte Fahrzeuge. Aktivität, der angenehme Hintergrund für Freizeitvergnügungen. Aus dem Eingang eines Geschäftes – eines Kleiderladens, dem Aussehen der Schaufensterausstattung nach – wehte Musik, und er erkannte sie: Beethovens *Erzherzog-Trio*. Bizarr, dachte er.

Voraus ein Hotel. Zumindest ein großes, mehrstöckiges Gebäude mit Bäumen, schmiedeeisernem Geländer, davor Fahrzeuge in langen Reihen. Als er die Stufen erreichte, stieg er hinauf und kam in eine große Eingangshalle, in der sich viele Leute aufhielten. Was er jetzt tun sollte, wußte er nicht, denn ganz plötzlich spürte er, wie der Herzschlag des Mädchens flatterte, unregelmäßig wurde.

Er hatte doch noch seinen Instrumentenkoffer, oder? Ja, er hatte es geschafft, ihn festzuhalten. Nachdem er das Mädchen abgesetzt hatte, öffnete er den Koffer.

Leute wimmelten um ihn herum. »Holt den Hotel-Euthanisten!«

»Sie hat bereits einen. Sie hat ihren eigenen Euthanisten.«

Parsons sagte: »Keine Zeit zu verlieren.« Und er machte sich an die Arbeit.

4

Dicht an seinem Ohr sagte eine höfliche, jedoch gebieterische Stimme: »Brauchen Sie Hilfe?«

Parsons sagte: »Nein. Es sei denn ...« Er blickte für einen kurzen Moment von seiner Arbeit auf. In den Brustkorb des Mädchens hatte er eine Dixon-Pumpe eingesetzt, die vorübergehend die Aufgabe ihres unregelmäßig arbeitenden Herzens übernahm.

Neben ihm stand ein Mann, der ein schwer zu beschreibendes weißes Gewand ohne Emblem trug. Wie die anderen war er in den Zwanzigern. Aber seine Stimme und Haltung waren anders, und in seiner Hand hielt er eine flache, schwarz umrandete Karte.

»Halten Sie die Leute zurück«, sagte Parsons und arbeitete weiter. Das Pochen der Robot-Pumpe gab ihm Zuversicht: Sie war sehr gut eingesetzt, und die Belastung war vom Kreislauf des Mädchens genommen worden.

Über ihre zerfleischte rechte Schulter sprühte er Kunsthaut, verschloß die offene Wunde, brachte die Blutung zum Stillstand und verhinderte die Infektion. Die ernsthafteste Verletzung befand sich an ihrer Luftröhre. Er richtete den kleinen Kunsthaut-Behälter auf eine freiliegende Rippenstelle, wobei er sich fragte, was für eine Waffe die *Shupos* hatten, die derart eindrucksvolle Wunden verursachte. Ganz gleich, was es war – sie hatten sie mörderisch verletzt. Jetzt wandte er seine Aufmerksamkeit ihrer Luftröhre zu.

Neben ihm steckte der höfliche Beamte seine Ausweiskarte weg und sagte: »Sind sie sicher, daß Sie wissen, was Sie da tun?« Zumindest hatte er die Leute weggeschafft. Offenbar beeindruckte sie sein Rang, die Halle war leer geworden. »Vielleicht sollten wir doch den Haus-Euthanisten rufen.«

Zum Teufel mit ihm, dachte Parsons. »Ich schaffe es allein«,

sagte er laut. Seine Finger bewegten sich geschickt und schnell. Drehten, schnitten, sprühten, brachten Plastiktuben mit Gewebetransplantaten auf, paßten die Transplantate ein.

»Ja«, sagte der Beamte. »Das sehe ich. Sie sind ein Experte. Bei dieser Gelegenheit – mein Name ist Al Stenog.«

Endlich ein Mensch mit einem Nachnamen, dachte Parsons.

»Diese Furche ...« sagte Parsons, wobei er die Linie nachzog, die über den Bauch des Mädchens verlief. Er hatte sie mit luftdicht abschließendem Plastikgewebe bedeckt. »Sie sieht schlimm aus, geht aber lediglich durch das Fettgewebe, die Bauchhöhle ist nicht verletzt.« Er zeigte Stenog die verletzte Luftröhre. »Das hier ist am schlimmsten.«

»Ich glaube, ich sehe den Haus-Euthanisten«, sagte Stenog mit liebenswürdiger Stimme. »Ja, irgend jemand muß ihn benachrichtigt haben. Wollen Sie, daß er Ihnen assistiert?«

»Nein«, sagte Parsons.

»Es ist Ihre Entscheidung«, meinte Stenog. »Ich mische mich nicht ein.« Er starrte Parsons neugierig an.

Er spricht meine Sprache, dachte Parsons. Aber darüber konnte er sich jetzt keine Gedanken machen. Wenigstens hatte er die Farbe seiner Haut verändert. Meine Augen, fiel ihm plötzlich ein. Wie hatte Wade gesagt: nicht pigmentiert.

Ich muß das Leben dieses Mädchens retten, entschied er. Das kommt an erster Stelle.

Während ihm der Beamte über die Schulter hinweg zusah, fuhr er mit seinen Bemühungen fort, das Mädchen zu heilen.

»Leider habe ich Ihren Namen nicht verstanden«, sagte Stenog unaufdringlich.

»Parsons«, antwortete er.

»Das ist ein seltsamer Name«, sagte Stenog. »Was bedeutet er?«

»Nichts«, sagte Parsons.

»Oh?« murmelte Stenog. Daraufhin war er eine Zeitlang still, und Parsons arbeitete weiter. »Interessant«, sagte er schließlich.

Eine zweite Person erschien neben Stenog. Parsons, der sich einen Augenblick Zeit nahm aufzublicken, sah einen sorgfältig gepflegten, gutaussehenden Mann, der etwas unter den Arm geklemmt trug – eine Art Werkzeugtasche. Der Euthanist.

»Schon vorbei«, sagte Parsons. »Ich habe mich um sie gekümmert.«

»Ich komme ein wenig zu spät«, gab der Euthanist zu. »Ich war außerhalb des Gebäudes.« Seine Blicke schweiften umher, als er den Anblick des Mädchens in sich aufnahm. »Ist die Sache hier passiert? Im Hotel?«

Stenog sagte: »Nein, Parsons hat sie von der Straße hereingebracht.«

Zu Parsons sagte er mit seiner glatten Stimme: »Ein Fahrzeugunfall? Oder ein Überfall? Sie haben es bisher versäumt, etwas darüber zu sagen.«

Parsons antwortete einfach nicht, sondern konzentrierte sich auf den letzten Teil seiner Aufgabe.

Das Mädchen würde am Leben bleiben. Eine halbe Minute später, und das Leben wäre aus ihrer Kehle und Brust herausgeströmt gewesen, und dann hätte sie nichts und niemand mehr retten können. Sein Können und sein Wissen hatten ihr Leben gerettet, und diese beiden Männer – offensichtlich angesehene Persönlichkeiten in dieser Gesellschaft – waren Zeugen dafür.

»Ich kann Ihre Arbeit nicht begreifen«, gestand der Euthanist. »Ich habe noch nie etwas Ähnliches gesehen. Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Wie und wo haben Sie solche Techniken gelernt?« Zu Stenog sagte er: »Ich bin vollkommen verblüfft. Ich kenne nicht ein einziges Stück seines Instrumentariums.«

»Vielleicht wird Parsons uns die Antworten geben«, sagte Stenog sanft. »Aber natürlich ist dies kaum der richtige Zeitpunkt dafür. Ein wenig später, zweifellos.«

»Spielt es eine Rolle«, sagte Parsons, »woher ich komme oder wer ich bin?«

Stenog sagte: »Ich bin darüber informiert worden, daß es ein paar Straßen weiter eine Polizeiaktion gegeben hat. Das Mädchen könnte möglicherweise aus diesem Gebiet kommen. Sie waren zufällig in der Nähe, haben sie verletzt auf der Straße liegen sehen, haben sie mitgenommen ...«

Seine Stimme verlor sich fragend, doch Parsons sagte nichts.

Icara erlangte das Bewußtsein wieder. Sie stieß einen schwachen Laut aus und bewegte die Arme.

Ein Moment benommener Stille folgte. »Was hat das zu bedeuten?« fragte der Euthanist.

»Ich hab's geschafft«, sagte Parsons gereizt. »Bringen Sie sie lieber in ein Bett. Sie hat Verletzungen davongetragen, die über einen Zeitraum von Wochen werden heilen müssen.« Was erwarteten die denn? Ein Wunder? »Aber es besteht keine Gefahr mehr.«

»Keine Gefahr mehr?« wiederholte Stenog.

»Das ist richtig«, sagte Parsons. Was war nur mit diesen Burschen los? »Sie wird gesund werden. Verstehen Sie?«

Mit langsamer, vorsichtiger Stimme fragte Stenog: »In welchem Sinne sind Sie dann überhaupt erfolgreich gewesen?«

Parsons starrte ihn an, und Stenog starrte mit einem leicht verächtlichen Ausdruck zurück.

Als der Euthanist das Mädchen untersuchte, begann er zu zittern. »Jetzt verstehe ich«, preßte er mit erstickter Stimme heraus. »Sie Perverser! Sie Wahnsinniger!«

Als genieße er diese Situation, sagte Stenog mit freundlicher, unbekümmerter Stimme: »Parsons, sie waren so unverfroren, das

Mädchen zu heilen. Ist das etwa keine Tatsache? Das, was Sie dort haben, sind therapeutische Gerätschaften. Ich bin erstaunt.« Er sah aus, als würde er gleich lachen. »Nun, natürlich stehen Sie unter Arrest. Das ist Ihnen wohl klar.« Energisch drängte er den Euthanisten zurück, dessen Gesicht vor Zorn glühte. »Ich werde mich darum kümmern«, sagte er. »Dies ist mein Job, nicht der Ihre. Sie können gehen. Wenn Sie als Zeuge gebraucht werden, setzt sich mein Büro mit Ihnen in Verbindung.«

Als der Euthanist zögernd ging, fand sich Parsons Stenog allein gegenüber. Gemächlich holte dieser etwas hervor, das für Parsons wie ein Schneebesen aussah. Stenog berührte eine Wölbung am Griff, und dies versetzte die Klingen in Drehbewegungen. Die Klingen verschwanden, und nun war nur noch ein hohes Jaulen zu hören. Offensichtlich war es eine Waffe.

»Sie stehen unter Arrest«, erklärte Stenog. »Wegen eines Kapitalverbrechens gegen die Vereinigten Stämme. Das Volk.« Diese Worte hatten einen formellen Klang, nicht jedoch der Tonfall des Mannes. Er sprach sie aus, als hätten sie für ihn keine Bedeutung – es war lediglich ein Ritual. »Folgen Sie mir – bitte.«

Parsons sagte: »Sie meinen das ernst?«

Der jüngere Mann hob eine dunkle Braue. Er winkte mit dem Schneebesen. Er *meinte* es ernst. »Sie haben Glück«, sagte er zu Parsons, als sie sich auf den Hoteleingang zubewegten. »Wenn Sie sie dort geheilt hätten, bei diesen Stammesleuten ...« Wieder betrachtete er Parsons voller Neugier. »Sie hätten Sie in Stücke gerissen. Aber natürlich wußten Sie das.«

Diese Gesellschaft ist verrückt, dachte Parsons. Dieser Mann und diese Gesellschaft – alle.

Ich habe wirklich Angst!

In dem schwach erhellten Raum betrachteten die beiden Gestalten gierig die leuchtende Folge von Worten, wobei sie sich, die kräftigen Körper angespannt, auf den Stühlen nach vorn lehnten.

»Zu spät!« fluchte der Mann mit dem knochigen Gesicht bitter. »Alles ist phasenverschoben. Er hat keine exakte Verbindung mehr mit dem Netz und steckt jetzt in einem Bereich zwischen den Stammesgebieten fest.« Er drückte einen Kontrollknopf und beschleunigte den Strom der Worte. »Und jetzt hat er auch noch jemanden von der Regierung auf sich aufmerksam gemacht.«

»Was ist mit dem Notfall-Team?« flüsterte die Frau neben ihm. »Warum haben sie nicht eingegriffen? Sie hätten ihn auf der Straße erwischen können. Die erste Blitzmeldung ist in dem Augenblick hinausgegangen, als ...«

»Es braucht seine Zeit.« Der Mann mit dem knochigen Gesicht stapfte hin und her, die Füße in dem Teppich versunken, der den Boden bedeckte. »Wenn wir nur im Freien hätten herauskommen können.«

»Sie werden nicht rechtzeitig genug dort ankommen.« Die sitzende Frau schlug wild zu, und der Strom erleuchteter Worte verblaßte. »Bis sie dort ankommen, ist er tot – oder sie haben etwas noch Schlimmeres mit ihm angestellt. Bisher haben wir total versagt, Helmar. Es ist schiefgegangen.«

Geräusche. Lichter und Bewegung um ihn herum. Für einen kurzen Moment öffnete er die Augen. Schmerzende, weiße Lichtbündel ergossen sich unbarmherzig von allen Seiten auf ihn herab. Er schloß die Augen wieder. Es hatte sich nichts geändert.

»Noch einmal Ihren Namen!« sagte eine Stimme. »Ihr Name bitte.«

Er antwortete nicht.

»James Parsons«, sagte eine andere Stimme. Eine bekannte Stimme. Als er sie hörte, fragte er sich benommen, wessen Stimme das war. Fast konnte er sie einordnen. Fast, aber nicht ganz.

»Alter?«

»Zweiunddreißig«, sagte die Stimme nach einer Pause. Und dieses Mal erkannte er sie: Es war seine eigene Stimme, und er beantwortete ihre Fragen, ohne dies zu wollen. Irgendwo in der Ferne summten Maschinen.

»Geboren?« fragte die Stimme.

Wieder bemühte er sich, die Augen aufzubekommen. Seine Hand tastete hoch, um die Augen gegen das grelle Licht abzuschirmen, und für einen Sekundenbruchteil sah er den verschwommenen Umriß von Gegenständen und Leuten. Ein Angestellter, gelangweilt, mit ausdruckslosem Gesicht, saß an einem Aufzeichnungsgerät und schrieb die Antworten nieder, die gegeben wurden. Ein Bürokrat. Kein Zwang, keine Gewalt. Die Antworten kamen trotzdem. *Warum gebe ich sie ihnen?*

»Chikago, Illinois«, antwortete seine Stimme von einer anderen Stelle des Raumes her. »Cook County.«

Der Angestellte hakte sofort nach: »Welcher Monat, welches Datum?«

»16. Oktober«, antwortete die Stimme. »1980«.

Der Ausdruck auf dem Gesicht des Angestellten blieb derselbe. »Brüder oder Schwestern?«

»Nein«, sagte seine Stimme.

Ununterbrochen floß der Strom der Fragen weiter. Und er beantwortete jede einzelne davon.

»In Ordnung, Mr. Parsons«, sagte der Angestellte schließlich.

»Dr. Parsons«, korrigierte die Stimme – seine Stimme – aus einem erlernten Reflex heraus.

Der Angestellte achtete nicht darauf. »Sie sind fertig«, sagte

er und nahm dabei eine Spule aus dem Aufzeichnungsgerät. »Würden Sie nun bitte über den Flur zu Zimmer 34 hinübergehen?« Mit einem Nicken des Kinns wies er ihm die Richtung. »Dort wird man sich um Sie kümmern.«

Steif erhob sich Parsons. Ein Tisch, stellte er fest. Er hatte auf einem Tisch gesessen, und er hatte nur seine Unterhose an. Es war wie in einem Krankenhaus – aseptisch, weiß, professionell, alles stimmte. Er setzte sich in Bewegung. Als er dies tat, sah er seine weißen Beine, unbesprüht; das war ein seltsamer Kontrast zur Färbung seiner Arme, seiner Brust, seines Rückens und seines Halses. Also wissen sie jetzt Bescheid, dachte er. Aber er ging weiter. In ihm gab es weder ein bewußtes Verlangen nach Widerstand noch nach Gehorsam. Er ging einfach aus dem Verhörzimmer hinaus, einen gut beleuchteten Flur entlang, und betrat dann den Raum 34.

Die Tür öffnete sich, als er sich ihr näherte. Gleich darauf fand er sich in einem Zimmer wieder, das eher einem Privatappartement glich. Voller Erstaunen entdeckte er ein Cembalo. Ebenso Kissen auf einem Fenstersitz und ein Fenster, das einen weiten Ausblick auf die Stadt ermöglichte. Dem Stand der Sonne nach mußte es Mittag sein. Hier und dort sah er Bücher. An der Wand hing die Reproduktion eines Picasso.

Er blieb stehen, und irgendwann erschien Stenog, der auf einer Klemmtafel befestigte Papiere durchblätterte. Er blickte Parsons an und sagte: »Selbst die Entstellten? Die von Geburt an Entstellten? Sie haben auch *die* geheilt?«

»Sicher«, sagte Parsons. Nur langsam gewann er seine Selbstbeherrschung zurück. »Ich ...«, setzte er stockend an, aber Stenog unterbrach ihn.

»Ich habe mich mit Hilfe der Geschichtsbänder über Ihre Epoche informiert«, sagte er. »Sie sind ein *Arzt*. Nun, dieser Begriff ist ein-

deutig. Ich verstehe die Funktion, die Sie erfüllt haben. Aber die Ideologie dahinter kann ich nicht begreifen. *Warum?*« Sein Gesicht zuckte vor Erregung. »Dieses Mädchen, Icara. Sie lag im Sterben, und doch haben Sie zu dem Zweck, sie am Leben zu erhalten, kunstvolle Veränderungen an ihrem Körper vorgenommen.«

Parsons antwortete mit Mühe: »Das stimmt.«

Jetzt sah er, daß mehrere andere Personen Stenog in den Raum hineinbegleitet hatten. Sie hielten sich im Hintergrund und ließen Stenog das Reden besorgen.

»In Ihrer Kultur hatte dies einen positiven Wert?« fragte Stenog. »Solches Handeln war offiziell sanktioniert?«

Eine Person im Hintergrund sagte: »Ihr Beruf war angesehen? Ein geachteter sozialer Status mit ungeteilter Zustimmung?«

Stenog sagte: »Ich halte es für unmöglich zu glauben, daß eine ganze Gesellschaft um ein solches Verhalten herum orientiert gewesen sein könnte. Bestimmt war es nur eine Splittergruppe, die Sie sanktioniert hat.«

Parsons hörte die Worte, doch sie ergaben keinen Sinn. Alles war verschoben. Verzerrt. Wie durch einen verzogenen Spiegel wiedergegeben. »Heilen wurde respektiert«, brachte er schließlich heraus. »Aber ihr hier scheint zu denken, es sei etwas Falsches.«

Ein wütendes Murmeln durchlief den Kreis der Zuhörer. »Falsch!« fauchte Stenog. »Es ist Wahnsinn! Begreifen Sie denn nicht, was passiert, wenn jeder geheilt wird? All die Kranken und Verletzten? Die Alten?«

»Kein Wunder, daß seine Gesellschaft zusammengebrochen ist«, sagte ein Mädchen mit strengen Augen. »Es ist erstaunlich, daß sie überhaupt so lange bestanden hat. Wo sie doch auf einem dermaßen pervertierten Wertsystem beruhte.«

»Es demonstriert«, sagte Stenog nachdenklich, »die fast unendliche Vielzahl kultureller Formen. Daß eine ganze Gesellschaft

um solche Triebkräfte herum orientiert existieren konnte, scheint uns unglaublich. Aber aus unserer historischen Rekonstruktion wissen wir, daß es so etwas tatsächlich gegeben hat. Dieser Mann hier ist kein entflohener Irrer. In seiner Zeit war er eine geschätzte Persönlichkeit. Sein Beruf war nicht nur geduldet – er verlieh ihm sogar Prestige!«

Das Mädchen sagte: »Verstandesmäßig kann ich es akzeptieren. Aber gefühlsmäßig nicht.«

Ein listiger Ausdruck erschien auf Stenogs Gesicht. »Parsons, ich will Sie noch etwas fragen. Ich erinnere mich an eine damit im Zusammenhang stehende Tatsache. Ihre Wissenschaft war doch auch darauf ausgerichtet, neues Leben vor der Geburt zu unterbinden. Sie hatten Verhütungsmittel. Chemische und mechanische Wirkstoffe, die die Befruchtung von Eiern im Eileiter verhinderten.«

Parsons wollte antworten. »Wir ...«

»*Rassmord!*« fauchte das Mädchen bleich vor Wut.

Parsons blinzelte. Was bedeutete das? Er konnte es nicht in sein semantisches System übertragen.

»Erinnern Sie sich an das Durchschnittsalter Ihrer Bevölkerung?« fragte Stenog.

»Nein«, murmelte Parsons. »Etwa vierzig, glaube ich.«

Darüber brachen sämtliche Leute im Raum in spöttisches Gelächter aus. »Vierzig!« sagte Stenog voller Abscheu. »*Unser* Durchschnittsalter liegt bei fünfzehn.«

Das sagte Parsons wenig. Außer, daß es, wie er ja schon gesehen hatte, wenig alte Leute gab. »Sie betrachten das als etwas, auf das man stolz sein kann?« fragte er verwundert.

Vielstimmige Entrüstung schlug ihm aus dem Kreis der ihn Umstehenden entgegen. »Also gut«, sagte Stenog und gestikulierte. »Ich will, daß Sie alle gehen. Sie machen es mir unmöglich,

meine Aufgabe zu erfüllen.«

Sie gingen zögernd.

Nachdem der letzte den Raum verlassen hatte, ging Stenog zum Fenster und blieb dort einen Moment lang stehen.

»Wir hatten keine Ahnung«, sagte er schließlich über die Schulter hinweg zu Parsons. »Als ich Sie hier hereinbrachte, geschah das zu einer Routineuntersuchung.« Er hielt inne. »Warum haben Sie Ihren Körper nicht überall gefärbt? Warum nur stellenweise?«

Parsons sagte: »Dazu fehlte mir die Zeit.«

»Sie sind erst seit kurzem hier?« Stenog überblickte das schriftliche Material auf seiner Klemmtafel. »Ich sehe, daß Sie behaupten, nichts davon zu wissen, wie Sie aus Ihrem Zeitabschnitt in unseren gekommen sind. Interessant.«

Wenn ohnehin alles dort stand, dann hatte es keinen Sinn, daß er etwas sagte. Er blieb stumm. An Stenog vorbei konnte er die Stadt sehen, und er fing an, Interesse daran zu verspüren. Die Türme ...

»Was mich beunruhigt«, sagte Stenog, »ist, daß wir die Zeitreise-Experimente vor ungefähr achtzig Jahren aufgegeben haben. Die Regierung, meine ich. Es wurde ein Grundsatz aufgestellt, laut dem Zeitreise die begrenzte Anwendung ewiger Bewegung und somit ein Widerspruch gegen ihre eigenen Funktionsgesetze ist. Das heißt, wenn man eine Zeitmaschine erfinden wollte, so müßte man nur schwören, daß man sie, einmal in Gang gebracht, zu allererst dazu verwenden würde, in der Zeit zurück und zu jenem Punkt zu gehen, an dem man Interesse an dieser Idee gefunden hatte.« Er lächelte. »Und dann könnte man seinem früheren Ich die fertige Maschine überreichen. Dies ist nie geschehen. Offensichtlich kann es also keine Zeitreise geben. Der Definition nach ist Zeitreise eine Entdeckung, die, wenn sie gemacht werden könnte, *bereits gemacht worden wäre*. Vielleicht habe ich den Beweis zu stark

vereinfacht, aber im Grunde ...«

Parsons unterbrach: »Das setzt voraus, daß die Entdeckung, falls sie schon gemacht worden wäre, auch öffentlich bekannt ist. Anerkannt. Aber niemand hat gesehen, wie ich meine Welt verlassen habe.« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Und meinen Sie etwa, den Leuten meiner Zeit sei jetzt klar, was passiert ist? Alles, was sie wissen, ist, daß ich verschwunden bin. Spurlos. Sollen Sie daraus schließen, daß ich in die Zukunft versetzt worden bin?« Er dachte an seine Frau. »Sie wissen es nicht«, sagte er. »Es gab keine Vorwarnung.« Jetzt erzählte er Stenog die Einzelheiten, und der jüngere Mann hörte aufmerksam zu.

»Ein Kraftfeld«, sagte Stenog gleich darauf. Mit einem plötzlichen Zornesbeben sagte er: »Wir hätten das Herumexperimentieren aufgeben sollen. Wir haben eine ganze Menge Grundlagenforschung hinter uns gebracht, und Hardware konstruiert.« Jetzt überlegte er. »Diese Hardware – Gott weiß, was daraus geworden ist. Die Forschungen wurden nie geheimgehalten. Vermutlich ist die Hardware verkauft worden; viele wertvolle Bestandteile hat man weiterverwendet. Das war irgendwann im letzten Jahr. Wir hatten es so deutlich vor Augen: Die Zeitreise sollte eine große, historische Wende einleiten, man wollte sich in den Zusammenbruch der griechischen Stadtstaatengemeinschaft einmischen, Napoleons Europaplan zum Erfolg verhelfen und dadurch die folgenden Kriege verhindern. Aber im vorliegenden Fall geht es um *geheime* beschränkte Zeitreise. Aus persönlichen Gründen. Nicht für soziale Ziele.« Sein jugenhaftes Gesicht verzog sich unter einem besorgten, finsternen Blick.

»Wenn Sie anerkennen, daß ich aus einer anderen Zeit stamme«, sagte Parsons, »aus einer anderen Kultur – wie können Sie mich dann für das, was ich getan habe, verurteilen?«

Daraufhin nickte Stenog. »Natürlich haben Sie aus Unwissen-

heit so gehandelt. Aber unser Gesetz beinhaltet keine Vorschriften für ›Personen aus einer anderen Kultur‹. Es gibt keine andere Kultur, keine einzige Abweichung. Ob Unkenntnis oder nicht, Sie werden den Spruch des Gerichts zu akzeptieren haben. Es gibt sogar einen historischen Grundsatz: Das Gesetz nicht zu kennen ist keine Entschuldigung. Und ist es nicht das, was Sie für sich in Anspruch nehmen?«

Die offenkundige Ungerechtigkeit, mit der er behandelt wurde, erschütterte Parsons. Doch konnte er aus Stenogs Tonfall nicht entnehmen, wie ernst es dem Mann war. Die leicht distanzierte, ironische Art konnte nur schwer interpretiert werden. Machte sich Stenog über sich selbst lustig?

Parsons sagte steif: »Wie wär's, wenn Sie Ihren Verstand gebrauchen?«

Stenog kaute auf seiner Lippe herum und sagte: »Sie müssen sich mit den Gesetzen der Gemeinschaft, in der Sie leben, abfinden. Ob Sie nun freiwillig gekommen sind oder nicht. Aber ...« – er schien jetzt wirklich besorgt zu sein, denn die Ironie war verschwunden – »... möglicherweise kann das Verfahren aufgeschoßen werden. Ein entsprechender Antrag könnte durchgegangen sein.«

Er verließ das Zimmer, und Parsons war für eine Weile allein. Als er wenig später wieder zurückkam, trug er einen polierten Eichenholzkasten, der mit einem Schloß gesichert war. Er setzte sich, holte einen Schlüssel aus einer Tasche seines Gewandes und schloß den Kasten auf. Daraus hervor hob er eine wuchtige weiße Perücke. Mit bedächtiger Feierlichkeit setzte er sich die Perücke auf den Kopf. Sofort verlor er das Aussehen der Jugend, da sein dunkles Haar verborgen war und die schweren Locken des Kunsthaares sein Gesicht umrahmten. Ernst und Wichtigkeit bestimmten seine Erscheinung.

Stenog sagte: »Als Direktor des Quells habe ich die Autorität inne, Ihnen ein Urteil aufzuerlegen.« Unter seiner Perücke hervor sah er Parsons prüfend an. »Was wir in der Hauptsache zu bedenken haben, ist die formelle Prozedur des Exils.«

»Exil!« echote Parsons.

»Wir unterhalten unsere Strafkolonien nicht hier. Ich habe vergessen, welches System Ihre Kultur angewandt hat. Arbeitslager? Zivilschutztruppe in Sowjet-Asien?«

Nach einer Pause schaffte es Parsons zu sagen: »In meiner Zeit waren die Zivilschutzlager verschwunden. Ebenso die Sklavenarbeitslager in Rußland.«

»Wir unternehmen nicht den Versuch, den Kriminellen zu resozialisieren«, sagte Stenog. »Das wäre ein Einschnitt in seine Rechte. Und von einem praktischen Standpunkt aus betrachtet funktioniert es auch nicht. Wir wollen keine Sub-Standard-Personen in unserer Gesellschaft.«

»Die *Shupos*«, sagte Parsons voller Schrecken. »Sie haben mit diesen Kolonien zu tun?«

Stenog sagte: »Die *Shupos* sind zu wertvoll, um von der Erde weggeschickt zu werden. Viele unserer Jugendlichen gehören dazu, müssen Sie wissen. Besonders das aktive Element reizt. Die *Shupo*-Organisation unterhält Jugendherbergen und von der Gesellschaft abgesonderte Schulen, die auf spartanische Art und Weise betrieben werden. Die Kinder werden sowohl körperlich als auch geistig trainiert. Sie sind abgehärtet. Dieses Unternehmen, der Überfall auf die illegale politische Gruppe, ist rein zufälliger Natur, eine Art Feldexpedition. Sie sind ganz wild darauf, die Jungs aus den Herbergen. Auf den Straßen haben Sie als Individuen das Recht, jede Person anzuhalten, von der sie glauben, daß sie sich nicht richtig verhält.«

»Erzählen Sie mir von den Strafkolonien.«

»Sie sind groß wie Städte. Es wird Ihnen freigestellt zu arbeiten, und Sie werden eine gesonderte Unterkunft, eine Art Apartment haben, damit Sie Ihren verschiedenen Hobbys oder kreativen Fertigkeiten nachgehen können. Das Klima ist natürlich ungesund. Ihre Lebensspanne wird gewaltig verkürzt werden. Es hängt viel von Ihrem Durchhaltevermögen ab.«

»Und ich habe nicht die Möglichkeit, gegen Ihre Entscheidung Berufung einzulegen?« fragte Parsons. »Keine Verfahrensordnung? Die Regierung bringt die Anklage vor und fungiert dann als Richter? Lediglich durch das Aufsetzen einer mittelalterlichen Perücke ...«

»Wir haben die unterschriebene Klage des Mädchens«, sagte Stenog.

Daraufhin starrte ihn Parsons an. Er konnte es nicht glauben.

»Oh ja«, sagte Stenog. »Kommen Sie mit.« Er stand auf, öffnete eine Seitentür und winkte Parsons, ihm zu folgen. Mit der Perücke finster und feierlich zugleich wirkend, sagte er: »Möglicherweise wird Ihnen dies mehr über uns sagen als alles, was Sie bisher gesehen haben.«

Sie kamen an einer Tür nach der anderen vorbei. Benommen folgte Parsons dem perückengeschmückten jüngeren Mann, kaum in der Lage, mit dessen federnden Schritten mitzuhalten. Schließlich hielt Stenog an einer Tür, schloß sie auf und trat beiseite, damit Parsons in den Raum gehen konnte.

Auf dem ersten von mehreren kleinen Gestellen lag ein Körper, teilweise von einem weißen Laken bedeckt. Icara. Parsons ging zu ihr. Ihre Augen waren geschlossen, und sie bewegte sich nicht. Ihre Haut war von einer verblaßten, ausgewaschenen Beschaffenheit.

»Sie hat die Klage eingereicht«, sagte Stenog. »Unmittelbar bevor sie gestorben ist.« Er schaltete ein Licht an, und als Parsons hinunterblickte, sah er, daß das Mädchen ohne jeden Zweifel tot

war, möglicherweise schon seit mehreren Stunden.

»Aber sie hätte sich erholt«, sagte er. »Sie war auf dem Weg der Besserung.«

Stenog griff nach unten und hob das Laken zurück. An der Halsseite des Mädchens sah Parsons einen sorgfältigen, präzisen Schnitt. Die großen Halsschlagadern waren zerschnitten worden, und zwar fachmännisch.

»In Ihrer Klage hat sie Sie beschuldigt, absichtlich den natürlichen Seelmotus-Vorgang behindert zu haben«, erklärte Stenog. »Sobald Sie dieses Formular ausgefüllt hatte, schickte sie nach dem Euthanisten ihres Wohnviertels und unterzog sich dem Letzten Ritual.«

»Dann hat sie es selbst getan«, sagte Parsons.

»Es war ihr eine Freude. Durch ihren eigenen Willen hat sie den Schaden wiedergutmacht, den Sie verursacht haben.« Stenog knipste das Licht wieder aus.

5

Stenog nahm ihn in seinem Privatwagen zum Abendessen mit zu sich nach Hause.

Während sie durch den Nachmittagsverkehr fuhren, versuchte Parsons, soviel wie möglich von der Stadt zu sehen. Einmal, als der Wagen hinter einem ausscherenden dreistöckigen Bus anhielt, drehte er das Fenster herunter und lehnte sich hinaus. Stenog machte keine Anstalten, sein Handeln zu behindern.

»Dort drüben arbeite ich«, sagte Stenog unvermittelt. Er verlangsamte den Wagen und zeigte hin. Ein flaches Gebäude, größer als alle anderen, die Parsons bisher gesehen hatte, lag rechts von ihnen. »Dort waren wir – in meinem Büro am Quell. Für Sie hat das keine Bedeutung, aber Sie waren in dem am stärksten bewachten Gebäude, das wir besitzen. Bisher haben wir die ganze Zeit die einzelnen Kontrollpunkte passiert.« Sie saßen jetzt schon fast eine halbe Stunde im Wagen. »Jeden Tag muß ich das über mich ergehen lassen«, sagte Stenog. »Und ich bin der Direktor des Quells. Aber sie überprüfen auch mich.«

Ein letzter uniformierter Wachtposten hielt den Wagen an, und nahm die flache, schwarze Karte, die ihm Stenog zeigte. Dann zog der Wagen eine weit geschwungene Steigung hinauf. Die Stadt fiel unter ihnen zurück.

»Der Seelenquader ist am Quell«, sagte Stenog, als wäre dies eine Erklärung. »Aber auch das ergibt für Sie keinen Sinn, oder?«

»Nein«, sagte Parsons. Seine Gedanken waren noch bei dem Mädchen und bei ihrem Tod.

»Konzentrische Ringe«, fuhr Stenog fort. »Zonen der Wichtigkeit. Jetzt sind wir natürlich wieder draußen in den Stammesgebieten.« Die hell gefärbten Tupfer, die Parsons schon beim ersten

Mal aufgefallen waren, huschten jetzt mit hoher Geschwindigkeit an ihnen vorbei. Stenog war offensichtlich kein schneller Fahrer. Im Tageslicht bemerkte Parsons, daß die Tür eines jeden vorbeifahrenden Autos mit einem Stammes-Totem verziert war, und auf den Kühlerhauben saßen Metall- und Plastikornamente, die Totems darstellen mochten – die Autos bewegten sich zu schnell, als daß er hätte sicher sein können.

»Sie werden bei mir bleiben«, sagte Stenog, »bis es Zeit ist für Ihre Emigration zum Mars. Das müßte in ein oder zwei Tagen der Fall sein. Es braucht seine Zeit, bis der Transport arrangiert ist – der ganze Amtsschimmel und die Regierungs-Formulare ...«

Das Haus, klein und Teil einer Gruppe von vielen, in einer Reihe errichteten Häuser, erinnerte Parsons an sein eigenes Heim. Auf den Vorderstufen hielt er einen Augenblick inne.

»Gehen Sie nur hinein«, sagte Stenog. »Der Wagen parkt selbsttätig.« Parsons spürte die Hand auf seiner Schulter und wurde die Stufen hinauf und auf die Veranda dirigiert. Durch die offenstehende Vordertür drang Musik heraus. »Sie haben vor dem Zeitalter des Radios gelebt, nicht wahr?« meinte Stenog, als sie eintraten.

»Nein«, sagte Parsons, »das kannten wir schon.«

»Ich verstehe«, sagte Stenog. Jetzt, am Ende des Tages, wirkte er müde. »Das Essen müßte fertig sein«, murmelte er, setzte sich auf ein langes, niedriges Sofa und zog die Sandalen aus.

Als Parsons im Wohnzimmer umherschlenderte, merkte er, daß ihn Stenog seltsam anstarrte.

»Ihre Schuhe«, sagte Stenog. »Hat man früher die Schuhe nicht ausgezogen, wenn man ein Haus betrat?«

Nachdem Parsons seine Schuhe ausgezogen hatte, klatschte Stenog in die Hände. Einen Moment später kam eine Frau aus

dem hinteren Bereich des Hauses: Sie trug ein fließendes Gewand in leuchtenden Farben und war barfuß. Sie beachtete Parsons nicht. Aus einem niedrigen Wandschränkchen holte sie ein Tablett hervor, auf dem ein Keramiktopf und ein winziger glasierter Becher standen. Parsons roch Teeduft, als die Frau das Tablett auf einem Tisch neben dem Sofa abstellte, auf dem Stenog saß. Ohne ein Wort zu sagen, goß sich Stenog Tee ein und nippte daran.

Für mich also keinen, dachte Parsons. Weil er ein Krimineller war? Oder wurden alle Gäste so behandelt? Diese unterschiedlichen Sitten! Stenog hatte ihm die Frau nicht vorgestellt. War sie seine Frau? Sein Dienstmädchen?

Impulsiv setzte sich Parsons auf das andere Ende des Sofas. Weder Stenog noch die Frau ließen sich anmerken, ob er richtig oder falsch gehandelt hatte. Die Frau behielt den Blick ihrer schwarzen Augen auf Stenog geheftet, während er trank. Auch sie hatte, wie all die anderen, die Parsons bisher auf dieser Welt gesehen hatte, die langen, glänzenden Haare und die dunkle Hautfärbung. Aber bei ihr glaubte er den ersten Unterschied festzustellen. Diese Frau wirkte weniger zerbrechlich, sie war etwas schwerer gebaut.

»Dies ist meine *Puella*«, erklärte Stenog, nachdem er seine Tasse Tee ausgetrunken hatte. »Mal sehen ...« Er entspannte sich, gähnte, offensichtlich froh, sein Büro weit weg zu wissen und hier in seinen eigenen vier Wänden zu sein. »Schon gut, ich werde versuchen, es für Sie zu umschreiben. Wir haben eine legale Beziehung, amtlich registriert. Sie ist freiwillig. Ich kann sie brechen – sie nicht.« Er setzte hinzu: »Sie heißt Amy.«

Die Frau reichte Parsons die Hand. Er ergriff und schüttelte sie. Diese Sitte hatte sich nicht verändert. Das Gefühl der Kontinuität hob seine Stimmung ein wenig, und dann spürte auch er, wie er sich entspannte.

»Tee für Dr. Parsons«, sagte Stenog.

Während die beiden Männer Tee schlürften, machte Amy das Abendessen fertig – irgendwo außer Sicht hinter einem zierlich wirkenden Paravent, den Parsons als eindeutig orientalisch einstuft. Und wie in seinem Büro hatte Stenog auch hier ein Cembalo stehen. Darauf lag ein Stapel Notenblätter, und einige davon sahen sehr alt aus.

Nach dem Abendessen erhob sich Stenog und sagte: »Kommen Sie, fahren wir zum Quell hinunter.« Er nickte Parsons zu. »Ich möchte, daß Sie unseren Standpunkt verstehen.«

Gemeinsam fuhren sie in Stenogs Wagen durch die Finsternis der Nacht. Die Luft wehte frisch und kalt in Parsons Gesicht. Der jüngere Mann ließ die Fenster – zweifellos aus Gewohnheit – geschlossen. Er schien sich in sich selbst zurückzuziehen, und Parsons versuchte nicht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

Abermals wurden sie durch die Kontrollstationen geschleust, und da platzte Stenog ganz unvermittelt heraus: »Halten Sie diese Gesellschaft für morbide?«

»Es gibt gewisse Anzeichen dafür«, erwiderte Parsons. »Sichtbar für einen Außenstehenden. Der Schwerpunkt auf dem Tod...«

»Auf dem Leben, meinen Sie.«

»Als ich hier ankam, hat die erste Person, die meiner ansichtig wurde, versucht, mich zu überfahren und zu töten, und zwar eindeutig in dem Glauben, daß ich getötet werden wollte.« *Und Icara*, dachte er.

»Diese Person hat vermutlich gesehen, wie Sie allein, bei Nacht und zu Fuß auf dem öffentlichen Highway herumgestreift sind.«

»Ja«, sagte Parsons.

»Das ist eine der Lieblingsmethoden von Leuten, die gewissermaßen kühne Individualisten mit einem Hang zum Spektakulä-

ren sind. Sie verlassen die Stadt, gehen hinaus auf den Highway, und es ist Sitte, daß die Autofahrer, die sie sehen, sie auch überfahren. Das ist eine altherwürdige, etablierte Tradition. Sind in Ihrer Gesellschaft nicht auch Leute bei Nacht hinausgegangen, auf Brücken, zum Beispiel und haben sich dann hinuntergestürzt?«

Parsons sagte: »Aber das waren unbedeutend wenige, eine geistig gestörte Minderheit.«

»Nichtsdestotrotz war die Sitte in der Gesellschaft etabliert! Sie wurde *verstanden*. Wenn man beschlossen hatte, sich umzubringen, war das die richtige Art und Weise.« Stenog redete eindringlich und hitzig weiter: »Eigentlich wissen Sie nichts über diese Gesellschaft – kommen Sie einmal hierher. Sehen Sie sich das an.«

Sie befanden sich in einem riesigen Raum. Parsons hielt inne, beeindruckt von dem Irrgarten aus Korridoren, die sich in alle Richtungen erstreckten. Selbst bei Nacht ging hier die Arbeit weiter: Die Korridore waren erhellt, Menschen eilten geschäftig umher.

In eine Wand des Raumes war ein Fenster eingelassen, durch das man auf den Rand eines Quaders hinaussehen konnte. Als Parsons in diese Richtung ging, entdeckte er mit einem jähen Erschrecken, daß er nur eine Fläche des Quaders sehen konnte. Buchstäblich der ganze Rest davon ruhte im Boden versenkt, und er konnte nur vage schätzen, wie er in voller Größe aussah.

Der Quader lebte.

Die unaufhörliche Unterströmung dröhnte direkt vom Boden herauf, und er fühlte, wie sie sich durch seinen Körper fortpflanzte. Eine Illusion, geschaffen von den unzähligen Technikern, die hier überall hin und her eilten? Selbstgesteuerte Lastenaufzüge beförderten leere Behälter hoch, beluden sich mit neuem Material und sanken wieder herab. Bewaffnete Wächter streiften umher, behielten die Dinge im Auge. Er stellte fest, daß sie sogar Stenog beob-

achteten. Aber das Gefühl von Leben war keine Illusion, denn er spürte die Ausstrahlung des Quaders, das Wühlen. Ein kontrollierter, genau bemessener Metabolismus, jedoch mit einem eigenartigen Unterton von Unruhe. Kein gemächliches Leben, sondern mit der Ebbe und Flut der Meereszeiten, beunruhigend für ihn, aber auch für die anderen Leute. Er entdeckte auf ihren Gesichtern dieselbe Ermüdung und Anspannung, die er auch bei Stenog festgestellt hatte.

Und er fühlte Kälte aus dem Quader aufsteigen.

Seltsam, dachte er. Lebendig und kalt – nicht wie unser Leben, nicht warm. In der Tat konnte er den Atemhauch der Menschen in den Korridoren sehen, seinen eigenen, den von Stenog, ein weißer Nebel, von jedem von ihnen ausgestoßen. Das Pneuma.

»Was ist darin?« fragte er Stenog.

Stenog sagte: »Wir.«

Zuerst verstand er es nicht und nahm an, der Mann würde das im übertragenen Sinne meinen. Dann, allmählich, begann er zu begreifen.

»Befruchtete Zellen«, sagte Stenog. »Hundertmilliardenfach gehemmt und in Kältekonserverung eingefroren. Unsere komplette Nachkommenschaft. Unsere Horde. Die ganze *Rasse* ist dort drinnen. Diejenigen von uns, die jetzt hier umhergehen ...« Er machte eine wegwerfende Bewegung. »Ein einziger Bruchteil dessen, was dort drinnen ist. Dort sind die zukünftigen Generationen, die nach uns kommen.«

Also ist ihr Verstand nicht auf die Gegenwart fixiert, dachte Parsons, die Zukunft ist es, die für sie real ist. Diejenigen, die nach ihnen kommen, sind in gewissem Maße realer als jene, die jetzt hier herumlaufen.

»Wie wird es gesteuert?« fragte er Stenog.

»Wir bewahren eine konstante Bevölkerungszahl. Grob gesagt:

zweidreiviertel Milliarden. Jeder Tod setzt automatisch ein neues befruchtetes Ei aus der Kältekonservierung auf seinen regulären Entwicklungsweg in Marsch. Für jeden Tod gibt es augenblicklich neues Leben, beides ist ineinander verwoben.«

Parsons dachte: Also entsteht aus dem Tod neues Leben. *In ihrer Weltanschauung ist der Tod Ursache für das Leben.*

»Woher kommt das befruchtete Ei?« erkundigte er sich.

»Das wird nach einem besonderen und sehr komplizierten System bereitgestellt. Jedes Jahr veranstalten wir Turniere, Wettbewerbsprüfungen zwischen den Stämmen. Wir haben Tests, die alle Fähigkeitssegmente, wie körperliche Eignung, geistige Fertigkeiten und intuitives Funktionieren in jeder Beziehung und auf jede Art und Weise umfassen; alles, von den abstraktesten bis hin zu den Objekt-Beziehungen und den manuellen Fähigkeiten, wird geprüft.«

Parsons verstand. »Der Beitrag von Keimzellen ist proportional zu den Testergebnissen jedes Stammes geregelt«, sagte er.

Stenog nickte. »In den letzten Turnieren hat der Wolfs-Clan sechzig von zweihundert Siegen errungen. Deshalb hat er dreißig Prozent der befruchteten Eizellen für die nächste Periode beigetragen, mehr als die drei folgenden ranghöchsten Stämme. Den prüfungsbesten Männern und Frauen wurden so viele Keimzellen wie möglich entnommen. Die Befruchtung findet natürlich immer hier statt. Nichtautorisierte Zygotenbildung ist illegal ... Aber ich will Ihr Feingefühl nicht beleidigen. Extrem begabte Personen haben beträchtliche Beiträge geleistet, obgleich ihre jeweiligen Stämme niedrig rangierten. Sobald ein begabtes Individuum entdeckt ist, werden alle nur erdenklichen Anstrengungen unternommen, damit sein kompletter Vorrat an Keimzellen erhalten bleibt. So ist es zum Beispiel bei der Mutter Oberin des Wolfs-Clans. Keine von Loris' Keimzellen geht verloren. Jede wird entnommen, sobald sie

entsteht, und sofort am Quell befruchtet. Minderwertige Keimzellen, den Samen von Niederrangigen, ignoriert man und läßt ihn untergehen.«

Jetzt begriff Parsons mit erster wirklicher Klarheit das Schema, das dieser Welt zugrundelag. »Dann verbessert sich euer Erbgut ständig?«

»Natürlich«, sagte Stenog überrascht.

»Und das Mädchen namens Icara? Wollte sie sterben, weil sie verstümmelt und entstellt war? Weil sie wußte, daß sie im nächsten Turnier *so* hätte antreten müssen?«

»Sie wäre ein negativer Faktor gewesen. Sie war das, was wir Sub-Standard nennen. Ihr Stamm wäre durch ihre Teilnahme in eine schlechtere Einstufung geraten. Aber sobald sie tot war, wurde eine qualifiziertere Zygote aus einem späteren Bestand als dem ihren freigegeben. Und zur gleichen Zeit wurde ein neunmonatiger Embryo aus dem Seelenquader gelöst und in die Gesellschaft entlassen. Ein Biber ist gestorben. Deshalb wird dieses neugeborene Baby das Emblem des Biber-Clans tragen. Es wird Icaras Platz einnehmen.«

Parsons nickte langsam. Dann hat der Tod, stellte er fest, eine positive Bedeutung. Er ist eine besondere Form der Unsterblichkeit. Nicht das Ende des Lebens. Und nicht nur deshalb, weil es diese Leute glauben *wollen*, sondern *weil es eine Tatsache ist*. Ihre Welt ist so konstruiert.

Dies ist kein leerer Mystizismus! wurde ihm klar. *Dies ist ihre Wissenschaft.*

Auf der Rückfahrt zu Stenogs Haus betrachtete Parsons die helläugigen Frauen und Männer, die auf den Bürgersteigen unterwegs waren. Markante Nasen und Kinnpartien. Reine Haut. Eine hübsche Rasse eindrucksvoller Männer und vollbrüstiger junger

Frauen, alle in der Blüte ihrer Jugend. Lachend eilten sie durch ihre schöne Stadt.

Einmal erblickte er einen Mann und eine Frau, die auf einer spinnwebartigen Rampe entlanggingen, die aus einem Streifen schimmernden Metalls bestand, der zwei Türme miteinander verband. Beide waren sie nicht über zwanzig. Sie hielten sich an den Händen, wie sie dort dahinschlenderten, redeten und lächelten einander an. Er sah das kleine, scharf gezeichnete Gesicht des Mädchens, schlanke Arme, winzige Füße in den Sandalen. Er sah ein prächtiges Gesicht, voller Leben, Glück und Gesundheit.

Ja, dies war eine auf den Tod aufgebaute Gesellschaft. Der Tod war ein alltäglicher Bestandteil ihres Lebens. Individuen starben, und niemand war beunruhigt, nicht einmal die Opfer. Sie starben glücklich und froh. Aber es war falsch, es war gegen die Natur. Ein Mensch sollte sein Leben doch instinktiv verteidigen, es über alles andere stellen. Diese Gesellschaft leugnete einen Grundtrieb, der allen Lebewesen zu eigen war.

Er suchte nach Worten, wollte sich exakt ausdrücken und sagte: »Sie führen den Tod in Versuchung. Wenn jemand stirbt, sind Sie froh.«

»Der Tod«, sagte Stenog, »ist ein Teil des Existenzzyklus, genauso wie die Geburt. Sie haben den Seelenquader gesehen. Der Tod eines Menschen ist genauso bedeutsam wie sein Leben.« Er sprach abgehackt, da ihn der Verkehr vor ihnen veranlaßte, seine Aufmerksamkeit wieder auf das Fahren zu konzentrieren.

Und trotzdem, dachte Parsons, tut dieser Mann alles, was nur in seiner Macht steht, um zu vermeiden, mit seinem Wagen aufzufahren. Er ist ein vorsichtiger Fahrer. Was für ein Widerspruch.

In der Gesellschaft, aus der ich komme ...

... denkt niemand über den Tod nach. Das System, in das er hineingeboren worden und in dem er aufgewachsen war, hatte

keine Erklärung für den Tod. Ein Mensch lebte einfach sein Leben zu Ende und versuchte so zu tun, als würde er nicht sterben.

Was war realistischer? Die Integration des Todes in dieser Gesellschaft oder die neurotische Weigerung seiner Gesellschaft, den Tod *überhaupt* in Betracht zu ziehen? Eigentlich sind wir wie Kinder, stellte er fest. Nicht fähig und bereit, sich den eigenen Tod vorzustellen ... So hat meine Welt funktioniert, bis uns das Massensterben alle eingeholt hat.

»Ihre Vorfahren«, sagte Stenog, »die frühen Christen, meine ich, haben sich unter die Räder von Streitwagen geworfen. Sie haben den Tod gesucht, und doch ist aus ihrem Glauben Ihre Gesellschaft entstanden.«

Parsons sagte langsam: »Vielleicht ignorieren wir den Tod, vielleicht *leugnen* wir unreif die Existenz des Todes, aber wenigstens buhlen wir nicht um ihn.«

»Indirekt habt ihr es getan«, sagte Stenog. »Dadurch, daß ihr eine derart starke Realität gezeugt habt, habt ihr die rationale Grundlage eurer Welt untergraben. Ihr habt keine Chance gehabt, mit Krieg und Hungersnot fertig zu werden, weil ihr euch nicht dazu durchringen konntet, sie zu diskutieren. Deshalb ist euch der Krieg *zugestoßen*, er war wie eine Naturkatastrophe, überhaupt nicht von Menschen gemacht. Er wurde zu einer Gewalt. Wir kontrollieren unsere Gesellschaft. Wir ziehen alle Aspekte unserer Existenz in Betracht, nicht nur die guten und angenehmen.«

Den Rest der Fahrt saßen sie schweigend nebeneinander.

Nachdem sie aus dem Wagen gestiegen und die Vorderstufen des Hauses hinaufgegangen waren, hielt Stenog an einem Strauch an, der vor der Veranda wuchs. Er lenkte Parsons Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Blüten, auf die der Lichtschein aus einem Fenster fiel. »Was sehen Sie hier wachsen?« fragte er und hob einen schweren Stengel an.

»Eine Knospe.«

Stenog hob einen anderen Stiel an. »Und das hier ist eine Blüte in voller Pracht. Und dort drüben ist eine welkende Blume, die ihre Blütezeit hinter sich hat.« Er zog ein Messer aus dem Gürtel und trennte die welke Blume mit einem schnellen, sauberen Hieb von dem Strauch ab und warf sie über das Geländer. »Sie haben drei Dinge gesehen: die Knospe, die das kommende Leben ist, die Blüte, die das Leben ist, das jetzt abläuft, und die abgestorbene Blüte, die ich weggeschnitten habe, damit sich neue Knospen bilden können.«

Parsons war tief in Gedanken versunken. »Aber irgendwo auf dieser Welt gibt es jemanden, der nicht so denkt wie Sie. Das muß der Grund sein, weshalb ich hierhergebracht worden bin. Früher oder später ...«

»... werden sie auftauchen?« beendete Stenog den Satz mit einem freudlosen Lächeln.

Ganz plötzlich verstand Parsons, weshalb keine Anstalten gemacht wurden, ihn unter sorgfältiger Bewachung zu halten. Warum Stenog ihn so offen und bereitwillig in der Stadt herumfuhr, ihn in sein Haus und zum Quell mitnahm.

Sie *wollten*, daß der Kontakt aufgenommen wurde.

Im Innern des Hauses, im Wohnzimmer, saß Amy am Cembalo. Zuerst kam Parsons die Musik unbekannt vor, aber nach einer Weile wurde ihm bewußt, daß sie Melodien von Jelly Roll Morton spielte, jedoch mit einem seltsamen, ungenauen Rhythmus.

»Ich habe nach etwas aus Ihrem Zeitalter gesucht«, sagte sie und unterbrach ihr Spiel. »Sie haben Morton nicht zufällig irgendwann einmal kennengelernt, oder? Wir sind der Meinung, er ist Dowland und Schubert und Brahms ebenbürtig.«

Parsons sagte: »Er hat vor meiner Zeit gelebt.«

»Spiele ich ihn falsch?« fragte sie, als sie seinen Gesichtsausdruck bemerkte. »Ich war schon immer von der Musik dieser Zeit begeistert. In der Tat habe ich sogar eine Arbeit darüber geschrieben, in der Schule.«

»Zu schade, daß ich nicht spielen kann«, sagte er. »In unserem Zeitalter hatten wir Fernsehen. Es ist ziemlich aus der Mode gekommen, ein Musikinstrument spielen zu lernen, um so gesellschaftliche oder kulturelle Erfahrungen zu sammeln.« Tatsächlich hatte er nie ein Musikinstrument – von welcher Art auch immer – gespielt, und das Cembalo erkannte er nur deshalb, weil er in einem Museum eines gesehen hatte. Diese Kultur hatte Elemente aus Jahrhunderten vor seiner Zeit wiederbelebt, hatte sie zu einem Bestandteil ihrer Welt gemacht. Für ihn war Musik immer wichtig gewesen, aber in seiner Zeit herrschten Tonkonserven vor. Live-Musik hatte er bestenfalls hin und wieder in Konzerten genossen. Die Vorstellung, im eigenen Heim Musik zu machen, war so außergewöhnlich wie der Besitz eines eigenen Teleskops.

»Ich bin überrascht, daß Sie nicht spielen«, sagte Stenog. Er hatte eine Flasche und Gläser hervorgeholt. »Wie wär's damit? Ein gegorenes Getränk, aus Getreide hergestellt.«

»Ich glaube, daran erinnere ich mich«, erwiderte Parsons belustigt.

Noch immer sehr ernst fuhr Stenog fort: »Soweit ich das verstehe, ist der Alkohol deshalb eingeführt worden, um den Platz der zu Ihrer Zeit recht populären Drogen einzunehmen. Er hat weniger toxische Nebenwirkungen als die Drogen, mit denen Sie wahrscheinlich vertraut sind.« Er öffnete die Flasche und schenkte ein. Der Farbe und dem Geruch nach schätzte Parsons, daß dieses Zeug eine Art Sour Mash Bourbon war.

Er und Stenog saßen da und tranken, während Amy auf dem Cembalo ihre schaurige Version von Dixieland-Jazz spielte. Das

Haus war von einer tiefen friedlichen Atmosphäre erfüllt, und er spürte, wie er ein wenig ruhiger wurde. War dies im Grunde etwa doch gar keine so schreckliche Gesellschaft?

Wie kann eine Gesellschaft von einem Individuum beurteilt werden, das aus einer anderen Gesellschaft hervorgegangen ist, dachte er.

Es gibt keinen objektiven Wertmaßstab. Ich vergleiche lediglich diese Welt mit der meinen. Nicht mit einer dritten.

Der Bourbon war für seinen Geschmack zu kurz gelagert, und so trank er nur wenig. Stenog hingegen füllte sein Glas ein zweites Mal, und jetzt kam Amy herüber. Er sah ihr zu, wie sie zum Schrank ging und sich ein Glas holte. Stenog hatte keines für sie bereitgestellt. Der Status der Frauen ... Und doch war er sich bei seiner Konfrontation mit Wade und Icara dieses Unterschieds nicht bewußt gewesen.

»Diese illegale politische Gruppe«, sagte er. »Für was hat sie sich eingesetzt?«

Stenog bewegte sich. »Stimmrechte der Frauen.«

Obwohl Amy ihren Drink hatte, gesellte sie sich nicht zu ihnen. Sie zog sich in eine Ecke zurück, setzte sich und verharrte dort, klein, still und nachdenklich.

Aber sie hat doch erwähnt, daß sie zur Schule gegangen ist, erinnerte sich Parsons. Also sind die Frauen nicht von den Bildungsmöglichkeiten ausgeschlossen. Aber vielleicht hat die Bildung hier keinen Status, besonders die sozialwissenschaftliche nicht, etwa ein akademischer Grad in Geschichte. Möglicherweise galt so etwas als bloßes Hobby, gerade gut genug für Frauen.

Stenog betrachtete sein Glas. »Gefällt Ihnen meine *Puella*?« fragte er.

Verwirrt sagte Parsons: »Ich ...« Er mußte immer wieder in ihre Richtung blicken. Sie zeigte keine Gefühlsregung.

»Sie bleiben heute nacht hier«, sagte Stenog. »Sie können mit Amy schlafen, wenn Sie wollen.«

Darauf konnte Parsons nichts erwidern. Vorsichtig sah er von Stenog zu Amy und versuchte herauszufinden, was tatsächlich gemeint war. Hier kam die Sprachbarriere voll zur Geltung – und auch der Unterschied in den Sitten und Gebräuchen. »Das ist in meinem Zeitabschnitt nicht üblich«, sagte er schließlich.

»Aber Sie sind jetzt hier«, sagte Stenog in einem Anflug von Zorn.

Gewiß, das stimmte. Parsons überlegte und sagte dann: »Man sollte meinen, diese Gepflogenheit würde Ihre sorgfältige Kontrolle über die Bildung befruchteter Eizellen durcheinanderbringen.«

Gleichzeitig fuhren Stenog und Amy hoch. »Oh«, sagte Amy. »Natürlich.« Zu Stenog sagte sie: »Vergiß nicht, er hat sich nicht der Initiation unterzogen.« Mit sichtbarem Unbehagen fügte sie hinzu: »Es ist gut, daß er es freiheraus gesagt hat. Dies hätte eine sehr gefährliche Situation ergeben können. Ich bin überrascht, daß keiner von euch daran gedacht hat.«

Stenog straffte sich und sagte mit Stolz: »Parsons, machen Sie sich darauf gefaßt, daß Ihr Feingefühl verletzt wird.«

»Das ist nicht wichtig«, sagte Amy zu ihm. »Ich denke an die Situation, in die er kommen könnte.«

Stenog beachtete sie nicht, sondern konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf Parsons. »Alle männlichen Personen werden zu Beginn der Pubertät sterilisiert«, sagte er mit einem Ausdruck tiefer Zufriedenheit auf dem Gesicht. »Das trifft auch auf mich zu.«

»Sie werden also verstehen«, sagte Amy, »weshalb uns diese Sitte keine besonderen Schwierigkeiten bereitet. Doch in Ihrem Fall ...«

»Nein, nein«, sagte Stenog. »Sie können nicht mit ihr schlafen, Parsons. In der Tat können Sie mit keiner unserer Frauen schlafen.« Jetzt war auch er unruhig geworden. »Sie sollten zum Mars deportiert werden, denke ich. Sobald wie möglich. Eine Angelegenheit wie diese ... könnte große Probleme verursachen.«

Amy näherte sich Parsons und sagte: »Noch etwas zu trinken?« Sie begann, sein Glas neu zu füllen. Er protestierte nicht.

6

Um vier an diesem Morgen war es soweit. Plötzlich zerrten sie Jim Parsons aus dem Bett, schlaftrunken stand er auf den Füßen. Seine Kleider wurden ihm in die Hand gedrückt, und bevor er sich auch nur halb angezogen hatte, drängten ihn die paar Männer, die eine Art Regierungsuniform trugen, vorwärts. Sie führten ihn aus dem Haus und in einen geparkten Wagen. Niemand sprach mit ihm. Die Männer arbeiteten schnell und mit Geschick. Einen Augenblick später fuhr der Wagen mit hoher Geschwindigkeit auf dem leeren Highway dahin, fort von der Stadt. Zu keiner Zeit bekam er Stenog oder Amy auch nur flüchtig zu sehen.

Als sie das Startfeld erreichten, überraschte es ihn durch seine Größe: Es war nicht größer als der Garten eines Eigenheimes der gehobenen Mittelklasse und nicht einmal ganz eben. Dort wurde gerade ein eiförmiges Schiff, das ursprünglich mit dunklem Blau bemalt, jetzt aber narbig und verrostet war, zum Start vorbereitet. Mehrere Platzscheinwerfer waren darauf gerichtet, und in dem grellen Schein vollendeten Techniker jene Arbeiten, die er für letzte Überprüfungen hielt.

Nahezu umgehend fand er sich eine Rampe hinauf- und durch die Eingangsluke des Schiffes geschoben. Dort wurde er in einer Einzelkabine in einen besonders verstärkten Sessel gedrückt, so festgeschnallt, daß er sich nicht bewegen konnte – und erst jetzt ließen ihn die Männer los.

In der Kabine befand sich außer ihm selbst nur noch ein einziges Ding. Noch niemals zuvor hatte er einen solchen Gegenstand gesehen. Er starrte darauf und spürte eine durchdringende Angst.

Die Maschine ragte fast so hoch auf wie ein Mensch. Sie war zum einen Teil aus undurchsichtigem Metall und Plastik gebaut und bestand zum anderen Teil – ziemlich weit oben – aus einer durchsichtigen Membran, hinter der Aktivität stattfand. In einer Flüssigkeit schwebte etwas Weiches; etwas aus grauem, organischem Material. Aus der Oberseite der Maschine sprossen mehrere zarte Fortsätze, die ihn an die unterirdischen Teile von Pilzen erinnerten. Es war ein fein verwobenes Gewirr von Fasern, die fast zu zart waren, um noch gesehen werden zu können.

Einer der Regierungsbeauftragten blieb an der Eingangsluke stehen, drehte sich um und sagte: »Es ist nicht lebendig. Das Ding, das da oben herumschwimmt, ist ein aus einem Rattengehirn herausgeschnittenes Stück. Es wächst in der Nährflüssigkeit, aber es hat kein Bewußtsein. Auf diese Weise wurde der Bau der Anlage vereinfacht.«

»Es ist leichter, ein Stück aus einem Rattengehirn herauszuschneiden, als ein Kontrollpult zu bauen«, ergänzte ein anderer Mann, und dann verschwanden sie beide. Das Schott glitt zu, und der Schiffsrumpf wurde fugenlos glatt.

Gleich darauf surrte die Maschine von Parsons los, klickte und sagte mit ruhiger, eindeutig menschlicher Stimme: »Der Flug zu den marsianischen Siedlungen dauert annähernd fünfundsiebzig Minuten. Sie werden mit angemessener Belüftung und Wärme versorgt werden, jedoch gibt es keine Bereitstellung von Essen, außer im Notfall.«

Die Maschine schaltete sich mit einem Klicken aus. Sie hatte ihren Text aufgesagt.

Jetzt erbebe das Schiff. Parsons schloß die Augen, als es abhob, zuerst sehr langsam, dann plötzlich mit ungeheurer Geschwindigkeit stieg. Am hinteren Teil der Wand befand sich eine breite Sichtluke, durch die er hinausblicken konnte. Er sah die Erdober-

fläche davonrasen, und die Sterne kreisten, als das Schiff den Kurs änderte. Nett von ihnen, daß sie mich das sehen lassen, dachte er auf benommene, irgendwie unbeteiligte Weise.

Jetzt sprach die Maschine wieder: »Dieses Schiff ist so konstruiert, daß Manipulationsversuche irgendwelcher Art eine Detonation hervorrufen, die sowohl das Schiff als auch den Insassen vernichtet. Die Flugbahn ist vorausbestimmt, und jeder Manipulationsversuch an dem automatischen, autonomen Leitstrahl wird dafür sorgen, daß der Detonationsmechanismus aktiviert wird.« Nach einem kurzen Moment wiederholte die Maschine ihre Botschaft.

Der Sternenwirbel, dem er sich gegenüber sah, beruhigte sich allmählich. Ein Lichtfleck begann zu wachsen, und er identifizierte ihn als den Mars.

»Neben Ihrer linken Hand finden Sie einen Alarmknopf«, sagte die Maschine unvermittelt. »Wenn Sie feststellen, daß es Ihnen entweder an angemessener Belüftung oder an Wärme fehlt, drücken Sie bitte diesen Knopf.«

Für alle anderen Gefahrensituationen, dachte Parsons, gibt es wahrscheinlich keine Vorkehrungen. Dieses Schiff befördert mich zum Mars, explodiert, wenn jemand versucht, sich irgendwo daran zu schaffen zu machen, versorgt mich mit Luft und Wärme und damit ist seine Aufgabe erledigt.

Das Innere wie das Äußere waren von abgenutzter Beschaffenheit. Das Schiff hat seine Reise viele Male gemacht, stellte er fest. Es hat eine ganze Menge Leute von der Erde zu den marsianischen Siedlungen transportiert. Hin und her. Es war eine Fähre, die zu ungeraden Stunden verkehrte.

Der Mars wuchs weiter. Er schätzte die Zeit. Etwa eine halbe Stunde dürfte vergangen sein. Es macht gute Fahrt und liegt perfekt in der Zeit, dachte er.

Und dann verschwand der Mars vom Schirm.

Die Sterne hüpfen, er spürte ein Vakuum in sich, als würde er fallen. Die Sterne rasteten wieder ein, und das Gefühl verschwand fast so schnell wieder, wie es aufgetaucht war.

Aber auf dem Schirm sah er keinen Zielpunkt mehr. Nur schwarze Leere und die fernen Sterne. Das Schiff bewegte sich weiter, aber jetzt hatte er keine Konstante mehr, an der er sich orientieren konnte.

Ihm gegenüber klickte die Maschine und sagte in ihrer aufgezeichneten menschlichen Stimme: »Wir haben annähernd die Hälfte des Fluges zurückgelegt.«

Irgend etwas ist schiefgegangen, erkannte Parsons. *Dieses Schiff ist nicht mehr zum Mars unterwegs*. Und das schien dem selbstregulierenden Mechanismus des Roboters nichts auszumachen.

Voller Panik dachte er: *Der Mars ist verschwunden!*

Etwas mehr als eine halbe Stunde später verkündete die Maschine: »Wir landen gleich. Machen Sie sich auf eine Reihe von Erschütterungen gefaßt, wenn sich das Schiff anpaßt.«

Außerhalb des Schiffes – nur Leere.

Das also haben Stenog und die Leute von der Regierung im Sinn, dachte Parsons. Sie denken nicht daran, mich in irgendeine ›Strafkolonie‹ zu stecken. Dies ist eine Fähre, die mich draußen im Raum hinauswirft – in den Tod.

»Wir sind gelandet«, sagte die Maschine. Und dann korrigierte sie sich. »Wir landen gleich.« Mehrere Summtöne gingen von ihr aus, und obwohl die Stimme dieselbe verhaltene Zuversicht ausdrückte, war Parsons der Meinung, daß auch die Maschine aus der Bahn geworfen war. Vielleicht war diese Situation nicht beabsichtigt oder zumindest nicht von den Erbauern des Schiffes vorgesehen gewesen.

Sie ist verwirrt, stellte er fest. Sie weiß nicht, was sie tun soll.

»Das ist nicht der Mars«, sagte Parsons laut.

Aber während er sprach, erkannte er, daß sie ihn nicht hören konnte: Sie war nur Automat, nichts Lebendiges.

»Wir hängen im Nichts«, sagte er.

Die Maschine sagte: »Von hier aus werden Sie den örtlichen Behörden überstellt. Der Flug ist beendet.« Dann verstummte sie. Er sah ihr wirbelndes Inneres zur Unbeweglichkeit erstarren. Sie hatte ihren Auftrag erfüllt – oder bildete sich zumindest ein, sie habe ihren Auftrag erfüllt.

Das Eingangsschott des Schiffes schwang zurück, und Parsons starrte in die Leere hinaus. Ringsum begann die Atmosphäre fauchend aus dem Schiff zu entweichen, strömte durch die offene Schleuse hinaus. Sofort sprang eine helmartige Einheit aus dem Sitzelement, auf dem er angeschnallt war und fiel ihm in den Schoß. Gleichzeitig erwachte die Maschine wieder zum Leben.

»Notfall«, sagte sie. »Legen Sie sofort die Schutzausrüstung an, die in Ihre Reichweite gebracht wurde. Zögern Sie nicht!«

Parsons zögerte keine Sekunde lang. Aber die Gurte ließen kaum zu, daß er die Einheit überstreifte. Als die letzte Luft aus dem Schiff strömte, hatte er die Einheit gerade angelegt. Schon begann sie zu pumpen, und er genoß die abgestandene, kühle Luft.

Die Wände des Schiffes glühten rot. Zweifellos versuchte ein Notfall-Mechanismus die Wärmeverluste auszugleichen.

Nach Parsons Schätzung blieb die Schiffsschleuse etwa fünfzehn Minuten lang offen. Dann glitt das Schott ganz plötzlich wieder zu.

Ihm gegenüber klickte die Maschine, und in ihrem Schädelteil wirbelte das denkende Gewebe in seiner Nährflüssigkeit herum. Aber die Maschine hatte ihm nichts zu sagen. Auf dem Rückflug

transportiert sie keine Passagiere, stellte er fest. Das Schiff erzitterte, und durch die Sichtluke sah er einen grellen Blitz. Irgendwelche Düsen waren in Aktion getreten.

Voller Grauen stellte er fest, daß er wieder durch den Raum unterwegs war. Von einem Punkt im Nichts zu einem anderen. Wie lange würde das so weitergehen mit diesem sinnlosen Zubringerdienst?

Durch die Sichtluke sah er, wie die Sterne ihre Positionen veränderten, als sich das Schiff in seinen Rückkehrkurs einpaßte. Hoffnung erfüllte ihn. Vielleicht erwartete ihn an der nächsten Endstation die Erde. Durch ein technisches Versagen hatte ihn das Schiff nicht zum Mars, sondern zu einem zufälligen, willkürlichen Punkt gebracht, aber jetzt würde dieser Fehler korrigiert werden. Jetzt würde er wieder dorthin zurückkehren, von wo aus er aufgebrochen war.

Fünfundsiebzig Minuten später – so schätzte er – erbebte das Schiff wieder und öffnete seine Eingangsschleuse. Wieder starrte er in die Leere hinaus. O Gott, dachte er. Es gibt nicht einmal das körperliche Gefühl von Bewegung, nur die verstandesmäßige Feststellung, daß ich zwischen zwei weit voneinander entfernten Punkten hin- und hergependelt bin. Über Millionen und Abermillionen von Meilen hinweg.

Nach wenigen Sekunden glitt das Schott zu. Der Alptraum wiederholt sich, dachte er. Dieser furchtbare Traum von sinnloser Bewegung. Wenn er seine Augen schließen, die Sichtluke nicht anstarren und seinen Verstand vom Denken abhalten würde ...

Ich stehe am Rande des Wahnsinns, fürchtete er.

Wie leicht konnte das Schiff in einem wahnsinnigen Rücksturz versinken, während er hier in diesem Sessel ruhte. Er konnte nackte Tatsachen nicht einfach ignorieren.

Aber in ein paar Stunden würde er hungrig sein. Schon jetzt

war sein Mund trocken geworden. Er würde verdursten, lange bevor er an Hunger starb.

Die Maschine sagte mit der gelassenen Stimme, die ihm jetzt so vertraut war: »Der Flug zu den marsianischen Siedlungen dauert annähernd fünfundsiebzig Minuten. Sie werden mit angemessener Belüftung und Wärme versorgt werden, jedoch gibt es keine Bereitstellung von Essen, außer im Notfall.«

Ist das hier etwa kein Notfall, dachte Parsons. Wird sie ihn als solchen erkennen? Vielleicht wenn ich halb verdurstet bin.

Wird sie mich dann mit Wasser aus irgendwelchen Hähnen in den Schiffswänden anspritzen? Ihm gegenüber schwamm das Stück grauen Rattengewebes in der Nährflüssigkeit. Du bist nicht lebendig, sagte Parsons in Gedanken. Du leidest nicht, dir ist das Ganze hier nicht einmal bewußt.

Er dachte an Stenog. Hatte er das geplant? Parsons konnte das nicht glauben. Dies war ein schrecklicher, grotesker Unfall. Niemand hatte das geplant.

Irgend jemand hat die Erde und den Mars gestohlen, dachte er. Und mich vergessen. Holt mich auch, dachte er. Vergeßt mich nicht. Ich will mitkommen.

Die Maschine klickte und sagte: »Dieses Schiff ist so konstruiert, daß Manipulationsversuche eine Detonation hervorrufen.«

Er spürte das Aufsteigen bizarrer Hoffnung. Besser, das Schiff explodierte, als daß es ewig durch das Nichts irrte. Vielleicht gelang es ihm, sich zu befreien ... Alles war besser als das hier.

In der Sichtluke sah er die fernen Sterne in einer unbekannten Konstellation.

Während er auf die Luke starrte, löste sich ein Stern von den anderen. Es war kein Stern. Es war ein Gegenstand. Der Gegenstand wurde größer.

Er kommt näher, dachte Parsons. Eine Zeitspanne, die ihm

unerträglich lang vorkam, blieb der Gegenstand wie er war, wurde weder größer noch kleiner. Er konnte nicht sagen, was es war. Ein Meteor? Ein Stück Weltraum-Schutt? Ein Schiff, das auf Distanz blieb?

Die Maschine sagte: »Gleich landen wir. Seien Sie auf eine Reihe von Erschütterungen gefaßt, wenn sich das Schiff anpaßt.«

Dieses Mal, dachte Parsons, ist da draußen etwas. Nicht der Mars. Kein Planet. Sondern – irgend etwas.

»Gleich landen wir«, sagte die Maschine und begann wie zuvor eine rasche Folge von unbestimmbaren Geräuschen auszustoßen. »Wir sind gelandet«, sagte sie schließlich.

Das Schott glitt auf. Wieder die Leere. Wo ist dieses Ding, fragte sich Parsons stumm. Ist es verschwunden? In seinen Sessel geschnallt konnte er nichts tun, als hilflos abzuwarten. Bitte, geh nicht weg, betete er.

In der Eingangsschleuse rastete eine undurchsichtige Platte ein und versperrte die Sicht auf die Sterne.

»Hilfe!« rief Parsons. Seine Stimme hallte ohrenbetäubend in dem Helm.

Ein Mann erschien. Er trug einen Helm, der ihn wie einen riesigen Frosch aussehen ließ. Ohne Zögern spurtete er auf Parsons zu. Ein zweiter Mann folgte ihm. Da sie offenbar genau wußten, was zu tun war, machten sie sich geschickt daran, die Gurte durchzuschneiden, die ihn an das Sitzelement fesselten. Funken des verbrannten Metalls regneten durch das ganze Schiff – und dann hatten sie ihn frei.

»Beeilung«, sagte einer der Männer, indem er mit seinem Helm den von Parsons berührte, um für den Schall ein Medium herzustellen. »Sie bleibt nur noch ein paar Sekunden offen.«

Parsons, der sich unter Schmerzen hochrappelte, sagte: »Was ist schiefgelaufen?«

»Nichts«, erwiderte der Mann und half ihm. Der andere, der etwas hielt, was Parsons als Waffe erkannte, streifte wachsam im Schiff umher. »Auf der Erde konnten wir nicht eingreifen«, sagte der erste Mann, während er mit Parsons zur Schleuse ging. »Sie haben darauf gewartet – darin sind die *Shupos* ziemlich gut. Wir haben dieses Schiff in der Zeit zurückversetzt.«

Auf dem Gesicht des Mannes sah Parsons das Lächeln des Triumphes. Er und der Mann lösten sich vom Schiffsdeck und glitten durch die offene Schleuse. Nicht mehr als dreißig Meter entfernt hing – wie ein Bleistift – ein größeres Schiff und wartete mit geöffneter Schleuse, aus der Licht herausdrang. Eine Leine verband die beiden Schiffe.

Parsons Begleiter wandte sich ihm zu. »Seien Sie vorsichtig«, sagte er ihm. »Sie haben keine Erfahrung im Überwechseln. Denken Sie daran: Es gibt keine Schwerkraft. Sie könnten davonsegeln.« Er hielt sich an einer Verstrebung fest und winkte seinem Kollegen.

Dieser machte einen Schritt auf die Schleuse zu. Aus der Schiffswand ragte plötzlich die Mündung eines Gewehres hervor, die Mündung blitzte orangefarben auf, und der Mann kippte nach vorn, auf sein Gesicht. Neben Parsons keuchte der andere Mann. Sein Blick kreuzte sich mit dem Parsons'. Einen Sekundenbruchteil lang sah Parsons das Gesicht seines Begleiters angeschwollen vor Furcht und Verstehen, dann hatte er eine Waffe hochgerissen und feuerte auf die Stelle, an der die Gewehrmündung erschienen war.

Ein blendender Knall ließ Parsons zurückprallen. Der Helm des Mannes neben ihm zerplatzte, Stücke davon prasselten gegen den seinen. Zur gleichen Zeit zersplitterte die hintere Wand des Schiffes, ein Spalt bildete sich, Material regnete in alle Richtungen davon.

Frei stehend, aber offensichtlich bereits sterbend, tauchte der *Shupo* Parsons gegenüber auf. Die Zwergengestalt drehte sich langsam, in einer fast ritualistischen Verkrampfung. Die Augen traten hervor, dann brach der *Shupo* zusammen.

Sein verletzter Körper schwebte hoch, wirbelte im Schiff herum und tauchte in Wolken von Partikeln ein. Schließlich kam er an der Decke zur Ruhe, den Kopf nach unten, die Arme baumelten grotesk. Blut aus der Wunde sammelte sich in einer länglichen Kugel aus glitzerndem, hellen Karmesinrot, die erstarrte, sich dehnte und auseinanderbrach, als sie gegen das Bein des *Shupos* trieb.

In Parsons betäubtem Verstand kehrten die Worte zurück, die er noch kurz zuvor gehört hatte: »*Darin sind die Shupos ziemlich gut.*« Ja, dachte er, das sind sie. Der *Shupo* war die ganze Zeit an Bord gewesen. Er hatte kein Geräusch verursacht. Hatte sich nicht bewegt. Hatte weiter gewartet. Wäre er dort in der Wand gestorben, wenn niemand erschienen wäre?

Die beiden Männer waren tot. Der *Shupo* hatte sie beide getötet.

Hinter dem Gefängnisschiff schwebte noch immer das Bleistiftschiff am Ende seiner Leine. Noch immer leuchteten Lichter daraus hervor. Aber jetzt ist es leer, begriff Parsons. Sie sind meinetwegen gekommen, aber zu früh. Sie konnten dem Hinterhalt nicht entgehen.

Ich wüßte gern, wer sie waren.

Werde ich das je erfahren?

Er kniete sich hin, begann den toten Mann zu untersuchen, der ihm am nächsten schwebte. Und dann fiel ihm die Schleuse ein. Jeden Moment konnte sie sich schließen – und dann war er hier ausgesperrt. Das Schiff würde sich erneut auf den Rückweg machen. Er ließ von den beiden toten Männern ab und griff nach der Leine. Sein Sprung trug ihn weiter, als er vorausgeahnt hatte,

und für einen Moment drehte er sich, raste von den beiden Schiffen fort, sah sie entschwinden. Die schneidende Kälte des Raumes leckte an ihm, er fühlte sie in seinen Körper eindringen. Er mühte sich ab, streckte die Hände aus, dehnte die Arme, die Finger ...

Allmählich trieb sein Körper auf das bleistiftförmige Schiff zu. Plötzlich raste es zu ihm herauf, er krachte dagegen und klammerte sich betäubt irgendwo fest, lag auf dem Rumpf ausgestreckt. Als sich dann sein Verstand klärte, begann er Zentimeter für Zentimeter der offenen Schleuse entgegenzukriechen.

Seine Finger berührten die Leine. Er zog sich hinunter und in das Schiff hinein. Wärme aus dem Schiff breitete sich um ihn heraus, und die Kälte wich zögernd.

Jenseits des Kabelstückes, am gegenüberliegenden Ende, schnappte die Eingangsschleuse des Gefängnissschiffes zu.

Parsons kniete sich hin, fand den Anfang der Leine. Wie fest war sie verankert? Schon zündeten die Raketen des Gefängnissschiffes; es war bereit, den Rückflug anzutreten. Die Leine straffte sich, das Gefängnissschiff zerrte daran.

Voller Panik dachte Parsons: *Will ich zurückkehren? Oder soll ich die Leine kappen?*

Aber die Entscheidung war bereits gefallen. Als die Raketen zündeten, riß die Leine. Das Polizeischiff jagte mit ungeheurer Geschwindigkeit davon, wurde klein und verschwand dann.

Fort. Auf dem Rückweg zur Erde. Mit drei Leichen an Bord.

Und wo war er?

Nachdem Parsons die Schleuse von Hand geschlossen hatte – was ihn eine beträchtliche Anstrengung kostete, aber schließlich hatte er es geschafft –, drehte er sich um und machte sich daran, das Schiff zu erforschen, in das es ihn verschlagen hatte. Dieses Schiff, das als Mittel zu seiner Rettung vorgesehen gewesen war und das praktisch versagt hatte.

7

Überall ringsum Meßgeräte und Kontrollen. Hunderte von gemeldeten Daten verwandelten die Hauptkonsole in ein Lichtermeer.

Parsons setzte sich in einen der beiden Sessel vor dieser Konsole. In einem Aschenbecher entdeckte er einen glimmenden Zigarettenstummel.

Erst vor wenigen Minuten waren die beiden Männer hier herangeeilt, zum Gefängnisschiff hinübergeschwebt. Jetzt waren sie tot, und er saß hier an ihrer Stelle.

Er dachte: *Bin ich jetzt besser dran?*

Die Steuer-Konsole summte. Anzeigen veränderten sich leicht. Der Mann hatte gesagt: »Wir haben das Schiff in der Zeit zurückversetzt.« Wie weit in der Zeit zurückversetzt?

Aber es muß auch im Raum beweglich sein. Es bewegt sich in beiden Dimensionen.

Als er die Kontrollen studierte, fragte er sich: Was setzt was in Gang? Er konnte eine Einteilung an der Tafel ausmachen, zwei Halbkugeln.

Jemand *hat* versucht, Kontakt mit mir aufzunehmen. Man hat mich in eine ferne Zukunft geholt, aus meiner Gesellschaft in ihre. Aus einem ganz bestimmten Grund. Werde ich diesen Grund je erfahren?

Wenigstens habe ich sie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wenn auch nur für ein paar Minuten.

Großer Gott, dachte er. Ich bin im Raum verloren und habe mich in der Zeit verirrt. In beiden Dimensionen verschollen.

Trotz des Summens der Konsole hörte er ein abgehacktes, statisches Prasseln. Jetzt entdeckte er das Maschengitter eines Laut-

sprechers. Ein Kommunikationssystem? Aber womit verbunden?

Er streckte die Hand aus und drehte versuchsweise an einem Regler. Es erfolgte keine erkennbare Veränderung. Er drückte eine Taste am Rand der Tafel.

Alle Anzeigen veränderten sich.

Um ihn herum erzitterte das Schiff. Die gedämpfte Erschütterung von Düsen übertrug sich auf ihn. Es geht los, dachte er. Zeiger pendelten über Zifferblätter, Zählwerke erloschen. Es waren überhaupt keine Zahlen mehr zu sehen. Ein rotes Licht blinkte auf, und sofort verlangsamten sich die Skalenzeiger.

Ein Sicherheitsmechanismus hatte eingegriffen.

Der Sichtschirm über den Kontrollen zeigte die Sterne. Aber jetzt war ein heller Fleck größer geworden, in dessen Farbe er einen deutlichen Unterton von Rot erkannte. Ein Planet, der Mars?

Während er einen tiefen, zittrigen Atemzug machte, begann er von neuem mit den Kontrollen zu experimentieren.

Unter ihm erstreckte sich eine ausgedörrte rote Ebene.

Sie war ihm fremd.

Weit rechts – Berge. Vorsichtig versuchte er das Schiff zu steuern. Es fiel in einem steilen Winkel. Er schaffte es, die Flugbahn zu stabilisieren, bis es über dem von der Sonneneinstrahlung risigen Land hing. Korrosion ... Er sah endlose, in den gebrannten Lehm gegrabene Furchen. Nichts bewegte sich. Kein Leben weit und breit.

Nach zahlreichen Fehlschlägen gelang es ihm, das Schiff zu landen. Vorsichtig entriegelte er das Schott.

Ein beißender Wind wehte in das Schiff und in sein Gesicht. Er sog den Geruch von Alter und Verwitterung ein. Aber die Luft, dünn und schwach, brachte auch ein zartes Einsickern von Wärme. Jetzt trat Parsons auf den bröckelnden Sand hinaus, seine

Füße sanken ein, und er stolperte.

Zum ersten Mal in seinem Leben stand er auf einem anderen Planeten.

Als er den Himmel absuchte, entdeckte er blasse Wolken am Horizont und einen schwarzen Fleck, der verschwand. Gab es hier Vögel?

Die Stille beängstigte ihn.

Er marschierte los. Unter seinen Füßen brachen Steine auseinander und verpufften zu grobem Staub. Kein Wasser! Er bückte sich und hob eine Handvoll Sand auf: Auf der Haut fühlte er sich rau an.

Rechter Hand befand sich ein Haufen Geröll und Felsbrocken.

Dort in den kalten Schatten gab es graue Flechten, die kaum mehr als Schemen auf den Steinen zu sein schienen. Er kletterte auf den größten dieser Felsbrocken. Weit entfernt sah er etwas, was ein künstliches Gebilde sein konnte. Die Überreste eines tief in die Wüste eingeschnittenen gewaltigen Grabens. Also ging er in diese Richtung.

Er dachte: Ich verliere das Schiff besser nicht aus den Augen.

Unterwegs entdeckte er das zweite Lebenszeichen. Eine Fliege landete kurz auf seinem Handgelenk, tanzte dann davon und verschwand. Eine ärgerliche Plage und doch den toten Wüsten vorzuziehen. Diese armselige Lebensform schien ihm in diesem Moment ehrfurchtgebietend und tragisch zugleich zu sein.

Aber wenn eine Fliege überleben konnte, dann mußte es auch organische Stoffe geben.

Möglicherweise gab es in einer anderen Gegend des Planeten eine Siedlung. Es mußte Gefängniscolonien geben – wenn er nicht zu weit davor oder lange danach angekommen war. Sobald er gelernt hatte, die Kontrollen des Schiffes zu beherrschen ...

In der Ferne funkelte etwas.

Er brach in diese Richtung auf. Schließlich kam er nahe genug heran, um die Konturen einer aufrecht stehenden Steinplatte ausmachen zu können. Eine Wegmarkierung? Atemlos kämpfte er sich einen Abhang hinauf. In dem lockeren Sand rutschte er immer wieder ab.

Im schwachen, rostroten Sonnenlicht sah er schließlich einen in den Sand eingelassenen Granitblock vor sich. Grüne Patina bedeckte ihn und verhüllte beinahe das, was aufgeblitzt war – eine in der Mitte festgeschraubte Metalltafel.

Auf der Tafel gab es eine Inschrift. Einstmals wohl tief in das Metall eingraviert, aber jetzt beinahe glattpoliert. Er kauerte sich nieder und versuchte sie zu lesen. Das meiste davon war ausgelöscht oder unleserlich, aber an der Oberkante stand ein Wort in größeren Buchstaben, das noch zu entziffern war:

PARSONS

Sein eigener Name. Ein Zufall? Er starrte ungläubig darauf. Dann zog er sein Hemd aus und begann die Anhäufung von Sand und Schmutz wegzureiben. Vor seinem Namen stand noch ein Wort:

JIM

Also bestand kein Zweifel. Diese hier in diesem Ödland aufgestellte Tafel war ihm gewidmet. Der verrückte, unheimliche Gedanke kam ihm in den Sinn, daß er vielleicht zu einer gigantischen Gestalt in der Geschichte geworden war, auf allen Planeten bekannt. Eine legendäre Gestalt, mit diesem Monument verehrt wie ein Gott.

Aber jetzt, nachdem er fieberhaft mit seinem Hemd daran herumgerieben hatte, gelang es ihm, die kleinere Gravierung darun-

ter zu lesen. Die Tafel war ihm nicht gewidmet – sie war für ihn bestimmt. Benommen setzte er sich in den Sand und putzte an den Buchstaben herum.

Die Inschrift der Tafel lehrte ihn, wie man das Schiff bediente. Es war eine Gebrauchsanweisung.

Jeder Satz war wiederholt worden, offenbar, um den Zerstörungen der Zeit zu trotzen. Er dachte: Sie müssen gewußt haben, daß dieser Block jahrhundertlang hier stehen wird, vielleicht sogar Tausende von Jahren. Bis ich ihn finde.

Die Schatten an der fernen Bergkette waren länger geworden.

Oben hatte sich die Sonne an ihren Abstieg gemacht. Der Tag endete. Jetzt hatte die Luft alle Wärme verloren. Ihn fröstelte.

Als er zum Himmel hinaufstarrte, sah er eine halb im Dunst verlorene Form. Eine graue Scheibe schwebte hinter den Wolken. Lange Zeit betrachtete er sie, und sein Herz schlug hart. Ein Mond, der das Antlitz dieser Welt überquerte. Viel näher als der Mond, den er kannte – aber vielleicht kam sein größerer Umfang daher, daß der Mars soviel kleiner war. Er schirmte die Augen gegen die trüben Sonnenstrahlen ab und studierte die Oberfläche dieses Mondes. Diese verwitterte Oberfläche ...

Der Mond war Luna.

Er hatte sich nicht verändert, das Muster auf seiner sichtbaren Seite war dasselbe geblieben. Dies hier war nicht der Mars. Es war die Erde.

Er stand auf seiner Welt, auf der sterbenden, alten Erde. Das wasserlose Endzeitalter. Sie starb – wie der Mars vor ihr – in Dürre und Erschöpfung, nur noch von schwarzen Sandfliegen und Flechten bewohnt. Und von Felsen bedeckt. Wahrscheinlich war sie schon eine lange Zeit in diesem Zustand, lange genug, um den Großteil der Überreste der menschlichen Zivilisation auszulöschen, die noch existiert hatten. Und jetzt gab es nur noch diese

Tafel, aufgestellt von Zeitreisenden wie ihm ... Leuten, die auf der Suche nach ihm waren, die ihm nachspürten, weil sie den verlorenen Kontakt wiederherstellen wollten. Möglicherweise hatten sie viele dieser Wegzeichen über die ganze Welt verstreut aufgestellt.

Sein Name, die letzten geschriebenen Worte. Die Menschen zu überleben, wenn alles andere vergangen war.

Bei Sonnenuntergang kehrte er zum Schiff zurück. Bevor er es betrat, hielt er inne und warf einen letzten Blick zurück.

Besser dies, die Nacht, die hereinbrach und die Ebene verdunkelte. Er konnte sich vorstellen, wie sich Tiere rührten, Nachtinsekten ausschwärmten.

Irgendwann verriegelte er die Schleuse. Er schaltete Lichter an; die Schiffskabine füllte sich mit fahlem Weiß, und die Steuer-Konsole leuchtete rot. Oben prasselte der Lautsprecher leise vor sich hin. Wenigstens der Anschein von etwas Lebendigem.

Und auf der Schwelle eine Kreatur, die während seiner Abwesenheit ins Schiff gekrochen war. Eine schwer umzubringende Lebensform. Ein Ohrwurm.

Er dachte: Der überlebt möglicherweise alles andere. Der letzte, der stirbt. Er sah zu, wie dieser spezielle Ohrwurm unter einen Vorratsschrank kroch.

Ein paar werden vermutlich auch dann noch leben, dachte er, wenn die Tafel mit meinem Namen zu Staub zerfallen ist.

Als er vor den Kontrollen saß, drückte er die Tasten, die ihm in den Anweisungen beschrieben worden waren. Dann stanzte er das Band in der ihm vorgegebenen Kombination aus und fütterte die Kurs-Eingabe damit.

Die Skalen-Anzeigen veränderten sich.

Jetzt hatte er ihnen die Kontrolle übergeben, den Leuten, die ihn haben wollten. Er blieb bewegungslos sitzen, als ihn das selt-

same Beben wieder durchschüttelte, und auf dem Sichtschirm vollführte die nächtliche Szenerie einen Sprung. Das Tageslicht kehrte zurück, und nach einer Weile gab es grüne und blaue Farbtöne, und dies alles ersetzte das ausgedörrte Rot.

Die wiedergeborene Erde, dachte er düster. Die wieder fruchtbar gemachte Wüste. Immer schneller verwischten die Szenen, veränderten sich. Tausende von Jahren wurden rückwärts abgespult, zweifellos sogar Millionen. Er konnte es kaum begreifen. In seinen Versuchen, das Schiff zu steuern, war er bis ans Ende der Zeiten verschlagen worden; er war so weit in die Zukunft vorgezogen, wie das Schiff in der Lage war, ihn zu befördern.

Abrupt erstarrten die Zeiger in ihrer Bewegung.

Ich bin wieder da, dachte Parsons. Er streckte die Hand aus und berührte einen Schalter an der Konsolentafel. Die Maschine verstummte. Er stand auf und ging zur Schiffsschleuse. Einen Moment lang zögerte er. Und dann entriegelte er die Tür und stieß sie weit auf. Ein Mann und eine Frau standen vor ihm. Jeder von ihnen hielt eine Pistole auf ihn gerichtet. Parsons erhaschte einen Blick auf eine üppige grüne Landschaft, Bäume und ein Gebäude, Blumen. Der Mann sagte: »Parsons?« Goldenes, heißes Sonnenlicht strömte herab.

»Ja«, sagte er.

»Willkommen«, sagte die Frau mit heiserer, kehliger Stimme. Aber die Pistolen wurden nicht gesenkt. »Kommen Sie aus dem Schiff, Doktor«, sagte die Frau.

Er folgte dieser Aufforderung.

»Sie haben eines der Wegzeichen gefunden?« wollte der Mann wissen. »Die für Sie in die Zukunft transportierten Anweisungen?«

Parsons sagte: »Offenbar befand sie sich schon ziemlich lange dort.«

Die Frau ging an ihm vorbei und betrat das Schiff. Sie inspierte die Meßanzeigen auf der Konsole. »Eine sehr lange Zeit«, sagte sie. Und zu ihrem Begleiter sagte sie: »Helmar, er ist den ganzen Weg gegangen ... bis zum Ende.«

»Sie hatten Glück, daß es noch seinen Zweck erfüllte«, sagte der Mann.

»Werden Sie die Pistolen noch länger auf mich gerichtet halten?« erkundigte sich Parsons.

Die Frau kam hinter ihm an die Schleuse und sagte über seine Schulter hinweg: »Ich habe nirgends *Shupos* entdeckt. Ich denke, es ist in Ordnung.« Sie hatte ihre Pistole bereits weggesteckt, und jetzt tat es ihr der Mann gleich.

Der Mann streckte die Hand aus. Parsons ergriff und schüttelte sie.

»Geben Frauen auch die Hand?« erkundigte sich die Frau, als sie ihre Hand ausstreckte. »Ich hoffe, dies verletzt nicht irgendeine Sitte Ihres Zeitalters.«

Der Mann – Helmar – sagte: »Was für einen Eindruck hat die ferne Zukunft auf Sie gemacht?«

»Ich konnte sie nicht ertragen«, erwiderte Parsons.

»Sie ist recht deprimierend«, stimmte Helmar zu. »Aber vergessen Sie nicht, es dauert noch lange, bis es soweit kommt, und es wird nach und nach geschehen. Und bis dahin wird es andere bewohnte Planeten geben.« Er und die Frau betrachteten ihn mit einem Ausdruck tiefer Rührung. Und auch er fühlte sich tief bewegt.

»Hätten Sie gern einen Drink, Doktor?« fragte die Frau.

»Nein«, sagte er. »Danke.« In nahen Büschen sah er Bienen bei der Arbeit, und weiter entfernt entdeckte er eine Reihe von Zypressen. Der Mann und die Frau folgten ihm, als er in Richtung der Bäume ging. Auf halbem Weg dorthin hielt er inne und atmete

tief durch. Die pollenschwere Luft des Hochsommers ... die Wohlgerüche blühender Natur.

»Zeitreisen funktionieren nicht exakt«, erklärte die Frau. »Zumindest nicht bei uns. Wir hatten Pech, als wir uns um Genauigkeit bemühten. Tut mir leid.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Parsons.

Jetzt betrachtete er den Mann und die Frau, wurde sich ihrer deutlicher bewußt.

Die Frau war schön, selbst über das hinaus, was er in dieser Welt der Jugend und der schönen Körper bisher bereits gesehen hatte. Diese Frau war *anders*. Kupferfarbene Haut, die in der Mittagssonne glänzte. Sie hatte die wohlbekannten flachen Wangenknochen und dunkle Augen, aber ihre Nase war anders geformt. Sie war ausgeprägter. Alle ihre Gesichtszüge hatten eine für ihn neue und betontere Eigenschaft. Und sie war älter. Etwa Mitte Dreißig. Ein beeindruckend gebautes Geschöpf mit Kaskaden schwarzer Haare, einem dichten Sturzbach, der weit über die Schultern hinab zu den Hüften fiel.

Auf dem Vorderteil ihres Gewandes, das von ihren Brüsten emporgehoben wurde, prangte ein Wappen, ein kompliziertes, in den kräftigen Stoff eingewebtes Muster, das sich beim Atmen hob und senkte. Ein Wolfskopf.

»Sie sind Loris«, sagte Parsons.

»Das stimmt«, antwortete die Frau.

Jetzt verstand er, weshalb sie die Mutter Oberin dieser Gesellschaft geworden war. Weshalb ihr Beitrag zum Seelenquader von höchster Bedeutung war. Er konnte es in ihren Augen sehen, in den festen Linien ihres Körpers, ihrer hohen Stirn.

Der Mann neben ihr teilte einige ihrer Merkmale. Dieselbe kupferfarbene Haut, die fein modellierte Nase, das dichte, lange schwarze Haar, jedoch mit feinen, entscheidenden Unterschie-

den. Ein normaler Sterblicher, dachte Parsons. Aber trotzdem ein-drucksvoll. Zwei schöne und hübsche Individuen, die seinen Blick mit Intelligenz und Sympathie erwiderten, auf seine Bedürfnisse bedacht. Ein hoher Grad an Einfühlungsvermögen, stellte er fest. Ihre dunklen Augen hatten eine Tiefe, auf die er seine Psyche reagieren fühlte; die Kraft ihrer Persönlichkeiten zwang seine eigene, zu einer höheren Stufe der Wahrnehmung aufzusteigen.

Helmar sagte zu ihm: »Gehen wir hinein.« Er zeigte auf den grauen Steinbau in der Nähe. »Drinne ist es kühler, und wir können uns setzen.«

Während sie den Weg hinaufgingen, sagte Loris: »Und privater.«

Ein Collie, der mit seinem buschigen Schweif wedelte, trabte ihnen entgegen, die langgezogene Schnauze erhoben. Helmar blieb stehen und tätschelte den Hund. Als sie um die Gebäudecke bogen, sah Parsons die nach unten versetzten Terrassenstufen, einen gepflegten Garten, der mit Bäumen und bizarr wachsendem Gestrüpp verschmolz.

»Wir leben hier recht abgelegen«, sagte Loris. »Das ist unser Landhaus. Es ist dreihundert Jahre alt.«

In der Mitte eines freien Platzes sah Parsons ein zweites Zeitreiseschiff und mehrere Männer, die daran arbeiteten.

»Vielleicht interessiert es Sie«, sagte Loris. Sie ging voraus und führte Parsons zum Schiff hinüber; dort nahm sie von einem der Techniker eine glatte, glänzende Kugel entgegen. Diese Kugel von der Größe einer Pampelmuse erhob sich von selbst aus ihren Händen, und sie hielt sie sogleich fest. »Alles ist in Bewegung gesetzt«, sagte sie. »Wir sind dabei, sie in die Zukunft zu bringen.« Sie zeigte ihm das Innere des Schiffes. Es war mit diesen Kugeln angefüllt.

Helmar sagte: »Ich nehme an, das Ding hat ziemlich schäbig

ausgesehen, als sie es gefunden haben.«

Parsons nahm die Kugel aus Loris' Händen. »Ich erkenne es nicht«, sagte er, als er sie forschend ansah.

Helmar und Loris wechselten einen Blick. »Dies sind die Wegzeichen«, erklärte sie. »Eines davon hat in der fernen Zukunft Kontakt mit Ihnen aufgenommen.«

»Sie senden Hunderte von Meilen weit«, sagte Helmar. »Als Empfänger fungiert das Radio Ihres Schiffes.« Beide starrten sie ihn an. »Haben Sie denn Ihre Anweisungen nicht durch den Lautsprecher bekommen? Haben Sie nicht gehört, wie Ihnen eine dieser Kugeln sagte, wie man das Schiff bedienen mußte, um es hierher zurückzubringen?«

»Nein«, sagte Parsons. »Ich habe ein Granitmonument mit einer Metalltafel gefunden. Die Anweisungen waren in das Metall eingraviert.«

Schweigen.

Schließlich sagte Loris ruhig: »Davon wissen wir nichts. Wir haben kein solches Zeichen gebaut. Und diese Tafel hat Ihnen *Anweisungen* gegeben?«

»Zur Bedienung unseres Zeitschiffes?« ergänzte Helmar.

»Ja«, erwiderte Parsons. »Und sie war für mich bestimmt. Sie war mit meinem Namen versehen.«

Helmar sagte: »Wir haben Hunderte von diesen Wegzeichen losgeschickt. Sie sind *niemals* auch nur einem davon begegnet?«

»Nein«, sagte Parsons.

Der Mann und die Frau hatten ihre zuversichtliche Miene verloren. Und auch Parsons stellte sich die gleiche Frage. Was war aus diesen Kugeln geworden? Und wenn diese Leute das Monument mit der Tafel nicht errichtet hatten – *wer dann?*

8

Warum haben Sie mich in Ihre Zeit geholt?« fragte Parsons. »Wir haben ein medizinisches Problem«, sagte Loris nach einer Weile. »Wir haben es zu lösen versucht, aber wir haben versagt. Genauer gesagt, wir hatten nur begrenzten Erfolg. Unser medizinisches Wissen hinkt gewaltig hinterher, und in unserer Welt gibt es kein profunderes Wissen, auf das wir zurückgreifen könnten.«

»Wie viele Ihrer Art gibt es?« fragte Parsons.

Loris lächelte. »Nur uns und noch ein paar andere. Dazu ein paar Sympathisanten.«

»In Ihrem Stamm?«

»Ja«, sagte sie.

»Was wird die Regierung vermuten? Man weiß, daß der Gefängnisrakete etwas zugestoßen ist, und wird sich fragen, was mit mir passiert ist.«

»Die Rakete ist verschwunden«, sagte Helmar. »Das kommt sehr häufig vor. Deshalb wird der Gefangene auch ohne Begleitung losgeschickt. Die Reise von Planet zu Planet ist so unzuverlässig wie die Zeitreise. Wie in den frühen Tagen des Reisens zwischen Europa und der Neuen Welt ... winzige Schiffe, die ins Nichts aufbrechen.«

Parsons gab zu bedenken: »Aber sie werden annehmen, daß...«

»Annehmen ist nicht dasselbe wie wissen«, sagte Loris. »Welche Informationen gibt es über uns? Nicht einmal diejenige, daß wir überhaupt existieren, geschweige denn, wer wir sind und was wir vorhaben. Im Endeffekt wissen sie nicht mehr, als sie bisher schon gewußt haben.«

»Dann verdächtigt man Sie also jetzt schon«, sagte Parsons.

»Die Regierung vermutet, daß jemand in der Lage war, aus den Zeitreise-Experimenten, die sie aufgegeben hat, Nutzen zu ziehen. Unsere früheren Bemühungen waren erfolglos. Wir haben verräterisches Material weggeworfen, wo sie es finden und untersuchen konnten. Einige Zeitlang hatten sie ihre Hinweise.« Ihre Augen flammten in einem wilden, zwingenden Blick auf. »Aber sie würden nicht wagen, mich zu beschuldigen. Sie können nicht hierher kommen – dies ist heiliges Land. Unser Land. Unser Haus.« Unter den Gewändern hoben und senkten sich ihre Brüste.

»Verschlimmert sich dieses medizinische Problem, während wir hier herumstehen?« wollte Parsons wissen.

»Nein«, sagte Helmar. »Wir haben es geschafft, es zu einem Stillstand zu bringen.« Seine Ruhe ergab einen Kontrast zu Loris' Leidenschaft. »Denken Sie daran, Doktor, *wir haben die Zeit unter Kontrolle gebracht*. Wenn wir vorsichtig sind, kann uns niemand schlagen. Wir haben einen einzigartigen Vorteil.«

»Niemals in der Geschichte«, hauchte Loris, »hatte eine Gruppe eine Waffe wie diese, Möglichkeiten, wie wir sie haben.«

Die drei stiegen eine breite Treppe hinauf und betraten das Wolfshaus, und dabei dachte Parsons insgeheim: Aber eine der wesentlichen Entdeckungen in der Wissenschaft ist die Demonstration dessen, daß eine Sache möglich ist. Sobald das vollbracht ist, ist die Hälfte der Arbeit getan. Diese Leute haben der Regierung bewiesen, daß eine Zeitmaschine gebaut werden kann. Die Regierung weiß jetzt, daß sie einen Fehler gemacht hat, als sie die Versuche aufgab. Sie weiß weder, *wie* die Experimente erfolgreich zu Ende geführt worden sind, noch von wem. Aber sie weiß – oder hat zumindest guten Grund, dies anzunehmen –, daß Zeitreise möglich ist. Und das allein ist schon eine einzigartige Entdeckung. Loris und Helmar schritten mit einer solchen Entschlossenheit voran, daß Parsons nur einen kurzen Blick auf den langen, dunkel

getäfelten Flur werfen konnte. Eine Doppeltür glitt zurück, und er wurde in einen luxuriösen Alkoven geführt. Helmar bot ihm an, in einem lederbezogenen Armsessel Platz zu nehmen, stellte mit einer großartigen Geste einen Aschenbecher neben ihn – und legte ein Päckchen Lucky-Strike-Zigaretten dazu.

»Aus Ihrem Jahrhundert«, sagte Helmar. »Richtig?«

»Ja«, bestätigte Parsons dankbar.

»Wie wär's mit einem Bier?« erkundigte sich Helmar. »Wir haben mehrere Sorten aus Ihrer Zeit, alle gekühlt.«

»Das hier genügt«, sagte Parsons, zündete eine der Zigaretten an und inhalierte mit Genuß.

Loris, die sich ihm gegenüber hinsetzte, sagte: »Wir haben auch Zeitschriften geholt. Und Kleidung. Und eine Vielzahl von Gegenständen, von denen wir manche nicht identifizieren können. Der Zufall spielt eine ziemliche Rolle, wie Sie sich vielleicht vorstellen können. Der Zeitbagger schaufelt mehr als drei Tonnen hoch; allerdings haben wir auch oft nichts als Schutt bekommen, besonders in den frühen Stadien.« Sie nahm ebenfalls eine Zigarette.

»Haben Sie sich in unserer Welt orientieren können?« fragte Helmar, setzte sich und legte die Beine übereinander.

»Der Regierungsbeamte, den ich kennengelernt habe ...« begann Parsons.

»Stenog«, sagte Loris. Ihr Gesicht zeigte Widerwillen. »Wir kennen ihn. Offiziell ist er für den Quell verantwortlich, aber wir haben Grund zu glauben, daß er mit den *Shupos* in Verbindung steht. Natürlich bestreitet er dies.«

»Sie machen sich nutzbar, was normalerweise kriminelle Kinder wären«, sagte Helmar. »Sie stellen ihre Energie und Talente in den Dienst der Regierung. Das Verlangen, zu verstümmeln und zu töten und zu kämpfen. Sie richten die Jugend darauf ab, für den Tod nur Verachtung übrig zu haben, was, wie Sie erfahren haben,

in unserer Gesellschaft ein sehr hoch geachteter Standpunkt ist.« Seine Augen zeigten einen tiefen Grimm.

»Sie müssen sich klarmachen«, sagte Loris, »daß diese Gesellschaft vor langer Zeit errichtet wurde. Diese Lebensweise hat die Sanktion von vielen Jahren und ist keine kurzzeitige Abnormität in der Geschichte. Menschliche Wesen waren in der Geschichte stets eine billige Ware – wir haben im Verlauf unserer Arbeit mit dem Bagger einen recht guten Überblick bekommen. Wenn man in der Zeit vorwärts und zurück reist, ergeben sich einem unweigerlich verschiedene Standpunkte. Helmar und ich, wir können – zumindest verstandesmäßig – das Konzept der Stämme von der Unausweichlichkeit des Lebens verstehen. Sie ermutigen das Leben nicht auf dieselbe Art und Weise, wie sie den Tod ermutigen. Beispielsweise begrenzen sie die Geburtenrate, um eine statische Bevölkerungszahl zu halten.«

Helmar sagte: »Wenn sie die Geburtenrate nicht beschränkt hätten, gäbe es jetzt eine nennenswerte menschliche Bevölkerung auf dem Mars und der Venus. Aber wie Sie wissen, wird der Mars nur als Gefängnis verwendet. Und die Venus hat als Rohstoffquelle herzuhalten. Ausgebeutet, Jahr für Jahr. Geplündert.«

»So wie die Neue Welt von den Spaniern und Franzosen und Engländern geplündert wurde«, sagte Loris.

Sie zeigte nach oben, und Parsons sah, daß an einer Wand des Raumes große, gerahmte Porträts hingen – alte, ihm wohlbekannte Gesichter. Porträts von Cortez, Pizarro, Drake, Cabrillo, dazu andere, die er nicht zu identifizieren vermochte. Doch alle trugen die Rüschchen des sechzehnten Jahrhunderts, alle waren Edelleute und Forscher jenes Zeitalters.

Dies waren die einzigen Bilder im Raum.

»Weshalb gilt Ihr Interesse so sehr den Entdeckern des sechzehnten Jahrhunderts?« fragte er.

Loris sagte: »Sie werden es bald erfahren. Folgenden Punkt möchte ich noch betonen: Trotz des morbiden Charakterzuges dieser Gesellschaft gibt es keinen Grund zu erwarten, daß sie an ihren eigenen Unausgeglichenheiten zerbricht und zugrunde geht. Wir haben die Zukunft gesehen und wissen, daß sie eine Existenz von mehreren Jahrhunderten haben wird. Wir teilen Ihre Abneigung gegen ihre Triebkräfte, aber ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Wir stehen ihnen gelassener gegenüber. Wie auch Sie das schließlich tun werden.«

Rom, dachte Parsons, ist auch nicht an einem Tage untergegangen.

»Was ist mit meiner Gesellschaft?« fragte er.

»Es kommt darauf an, was Sie als die authentischen Werte Ihrer Gesellschaft identifizieren. Manche existieren natürlich immer noch und werden immer existieren. Die Vorherrschaft der weißen Nationen – Rußland, Europa und der nordamerikanischen Demokratien – hielt nach Ihrer Zeit noch etwa ein Jahrhundert an, dann traten Asien und Afrika als die vorherrschenden Gebiete in Erscheinung, die sogenannten ›farbigen Rassen‹ haben ihr rechtmäßiges Erbe angetreten.«

Helmar warf ein: »In den Kriegen des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts haben sich alle Rassen miteinander vermischt, verstehen Sie. Deshalb war es von diesem Zeitpunkt an bedeutungslos, von ›Weißen‹ oder ›Farbigen‹ zu sprechen.«

»Ich verstehe«, sagte Parsons. »Aber das Aufkommen dieses Seelenquaders und der Stämme ...«

»Das«, sagte Loris, »war natürlich nicht mit der Vermischung der verschiedenen Rassen verbunden. Die Einteilung in Stämme ist rein künstlicher Natur, wie Sie vermutlich schon gefolgert haben. Sie entstammt einer Neuerung des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts, einem großen, weltweiten Wettbewerb, etwa in der

Art der Olympischen Spiele – wobei sich die Sieger jedoch für Jobs in überstaatlichen Institutionen qualifizierten. In dieser Zeit gab es noch einzelne Nationen, und die Teilnehmer kamen anfangs als Repräsentanten ihrer Völker.«

»Die kommunistischen Jugendfestspiele«, sagte Helmar, »waren eine der historischen Quellen dieser Sitte. Und natürlich die mittelalterlichen Turniere.«

Loris sagte: »Aber der hauptsächliche Ursprung des Seelenquaders und der geplanten Manipulation von Zygoten liegt in keiner Ihnen bewußten Quelle.« Sie blickte Parsons aus schmalen Augen heraus an und sagte: »Sie müssen wissen, daß den Farbigen der Welt jahrhundertlang eingeredet wurde, sie seien minderwertig, sie könnten ihr Schicksal nicht in die eigenen Hände nehmen. In uns allen gibt es das bleibende Gefühl, beweisen zu müssen, daß wir besser sind, daß wir in der Lage sind, eine Gesellschaft und eine Bevölkerung zu schaffen, die weit fortschrittlicher ist als alles, was in der Vergangenheit existiert hat.«

Helmar sagte: »Wir haben uns durchgesetzt, doch wir haben eine verkalkte Gesellschaft ins Leben gerufen, die ihre Zeit damit verbringt, über den Tod zu meditieren; sie hat keine Pläne, keine Perspektiven, kein Verlangen nach Wachstum. Unser nörgelndes Minderwertigkeitsgefühl hat uns verraten, hat uns unsere Energien damit verschwenden lassen, unseren Stolz wiederzuerlangen, zu beweisen, daß unsere alten Feinde im Unrecht sind. Wie in der ägyptischen Gesellschaft sind Tod und Leben so eng miteinander verflochten, daß die Welt ein Friedhof geworden ist und die Menschen zu nichts weiter als Aufsehern degradiert wurden, die zwischen den Knochen der Toten leben. In ihren Vorstellungen sehen sie sich selbst buchstäblich als die Vor-Toten. Deshalb ist ihr großes Erbe verschwendet worden. Stellen Sie sich vor, was sie – wir – hätten werden können.« Er brach ab, sein Gesicht war eine

Studie widerstreitender Gefühlsregungen.

Eine Zeitlang sprach keiner von ihnen. Dann sagte Parsons, begierig darauf, das Thema zu wechseln: »Und wie sieht Ihr medizinisches Problem aus?« Er wollte es jetzt so schnell wie möglich wissen, wollte herausfinden, was es war.

»Drehen Sie Ihren Sessel um«, sagte Loris. Sie und Helmar drehten sich um, bis sie die andere Wand des Raumes sehen konnten. Parsons folgte ihrem Beispiel.

Rasch atmend, die Lippen halb geöffnet, die Fäuste an ihren Seiten geballt, starrte Loris auf die Wand.

»Passen Sie auf«, sagte sie. Und sie drückte eine Taste.

Die Wand verblaßte. Sie flackerte und war verschwunden. Parsons stellte fest, daß er in einen anderen Raum schaute. Kommt mir bekannt vor, dachte er. Ein Ort, an dem er gewesen war. Es war – der Quell!

Nicht ganz. Hier war alles winzig. Dieser Raum war eine Replik dessen, was er am Quell gesehen hatte. Die gleichen Ausstattungs-Anordnungen, Stromkabel, Lastenaufzüge. Und am hinteren Ende die glänzende, leere Oberfläche eines Quaders – eines verkleinerten Quaders, der etwa drei Meter hoch und einen Meter tief war.

»Was ist darin?« fragte Parsons.

Loris zögerte.

»Los«, sagte Helmar.

Jetzt berührte sie die Taste erneut. Die zierlose Vorderseite des Quaders verblaßte. Sie schauten in seine Tiefen hinab, in die wirbelnde Flüssigkeit, die ihn ausfüllte.

Ein Mann stand aufrecht darin, im Medium des Quaders im Gleichgewicht gehalten. Er lag regungslos, die Arme an den Seiten, die Augen geschlossen. Mit einem Schock stellte Parsons fest, daß der Mann tot war. Tot – und irgendwie im Innern des Quaders konserviert. Es war groß, kräftig gebaut, mit einem mus-

kulösen, glänzenden, kupferfarbenen Rumpf. Sein nackter Körper wurde von diesem Miniatur-Seelenquader, von dieser kleinen Version des großen, offiziellen Quaders am Quell vor der Verwesung bewahrt.

Statt hundert Milliarden Zygoten und entwickelter Embryos enthielt dieser kleine Quader den konservierten Körper eines einzelnen Menschen, eines voll entwickelten Mannes, der vielleicht dreißig Jahre alt sein mochte.

»Ihr Ehemann?« fragte Parsons Loris, ohne zu überlegen.

»Nein. Wir haben keine Ehemänner.« Loris starrte den Mann mit großer Gemütsbewegung an. Sie schien sich einer anschwellenden Flut von Gefühlen kaum erwehren zu können.

»Sie hatten eine emotionelle Beziehung? Er war Ihr Liebhaber?« beharrte Parsons.

Loris schüttelte sich, lachte dann plötzlich. »Nein, nicht mein Liebhaber.« Ihr ganzer Körper schwankte und zitterte, als sie sich die Stirn rieb und sich für einen Moment abwandte. »Obwohl wir natürlich Liebhaber haben. Eine ganze Menge sogar. Die sexuelle Betätigung geht unabhängig von der Vermehrung weiter.« Sie schien nahezu in Trance zu sein. Ihre Worte kamen langsam, waren tonlos.

Helmar bewegte sich in seinem Sessel und sagte: »Gehen Sie näher heran, Doktor. Sie werden sehen, wie er seinem Tod begegnet ist.«

Parsons stand auf und ging auf die Wand zu. Was zuerst wie ein kleiner Fleck auf der linken Brust des Mannes ausgesehen hatte, stellte sich als etwas ganz anderes heraus. Das hier war zweifellos die Todesursache. Wie fehl am Platz in dieser Welt, dachte Parsons. Verwundert starrte er darauf. Aber es bestand kein Zweifel.

Aus der Brust des Toten ragte der gefiederte, eingekerbte Schaft eines Pfeiles.

9

Auf ein Zeichen von Loris näherte sich Parsons ein Diener. Er verbeugte sich steif und stellte einen Gegenstand vor Parsons ab, den dieser sofort erkannte. Obwohl verbeult und befleckt, war er immer noch vertraut. Sein grauer Instrumentenkoffer.

»Wir waren nicht in der Lage, Sie zu holen«, sagte Helmar, »aber wir haben es geschafft, dies hier aufzugabeln. In der Hotelhalle. In dem Durcheinander, als man begriff, daß sich das Mädchenerholen würde.«

Voller Spannung sahen sie zu, wie er den Koffer öffnete und den Inhalt begutachtete.

»Wir haben diese Instrumente untersucht«, sagte Loris über seine Schulter hinweg. »Aber keiner unserer Techniker konnte mit ihnen umgehen. Unsere Bildung stellt uns nicht das dafür nötige geistige Rüstzeug zur Verfügung – uns fehlen die grundlegenden Prinzipien. Wenn Sie nicht alles haben, was Sie brauchen, können wir Sie mit weiterem medizinischen Material versorgen, das wir aus der Vergangenheit gebaggert haben. Ursprünglich haben wir geglaubt, wir könnten selbst Gebrauch von dem Material machen, nachdem wir es in unseren Besitz gebracht hatten.«

Parsons sagte: »Wie lange ist dieser Mann schon im Quader?«

»Er ist seit fünfunddreißig Jahren tot«, antwortete Loris nüchtern.

»Sobald ich ihn untersucht habe, werde ich mehr wissen. Können Sie ihn aus der Kältekonserverung herausholen?« sagte Parsons.

»Ja«, erwiderte Helmar. »Allerdings nicht länger als jeweils für eine halbe Stunde.«

»Das müßte reichen«, meinte Parsons.

Fast gleichzeitig sagten Helmar und Loris: »Dann werden Sie es also tun?«

»Ich werde es versuchen«, antwortete er.

Eine Woge der Erleichterung strahlte von ihnen aus; sie entspannten sich und lächelten ihn an. Die Spannung im Raum ließ nach.

»Gibt es irgendeinen Grund«, wollte Parsons wissen, »weshalb Sie mir nicht sagen können, was für eine Beziehung Sie zu diesem Mann haben?« Er sah Loris direkt an.

Nach einer Pause antwortete sie: »Er ist mein Vater.«

Für einen Moment erkannte er die Bedeutung dessen nicht. Und dann dachte er: *Aber woher kann sie das wissen?*

Loris sagte: »Ich würde es vorziehen, Ihnen nicht mehr zu sagen. Wenigstens nicht jetzt. Später.« Die Situation schien sie erschöpft zu haben. »Ich werde Sie von einem Diener in Ihr Apartment bringen lassen, und dann können wir vielleicht ...« Sie blickte auf den Mann im Quader. »Vielleicht können Sie dann mit seiner Untersuchung beginnen.«

»Ich würde mich vorher gern noch eine Weile ausruhen«, sagte Parsons. »Nach einem guten Schlaf bin ich wieder in besserer Form.«

Ihre Enttäuschung war deutlich zu sehen. Aber gleich darauf nickte Loris. Helmar schloß sich nach einigem Zögern an. »Natürlich«, sagte sie.

Ein Diener kam und führte ihn zu seinem Apartment. Er trug Parsons grauen Koffer und schritt voraus, eine breite Treppe hinauf. Einmal blickte der Mann zurück, sagte jedoch nichts. Schweigend erreichten sie das Apartment, der Diener hielt Parsons die Tür auf, und er trat ein. Was für ein Luxus, dachte er. Zweifellos war er in diesem Landhaus der Ehrengast.

Und das aus gutem Grund!

An diesem Abend erfuhr er beim Essen von Loris und Helmar Einzelheiten zu ihrem Landhaus. Sie befanden sich hier etwas mehr als zwanzig Meilen von der Stadt entfernt, die er zuerst kennengelernt hatte, der Hauptstadt, in der Seelenquader und Quell gelegen waren. Hier im Landhaus lebte Loris als die Mutter Oberin mit ihrem Gefolge. Wie eine große, üppige Bienenkönigin in ihrem geschäftigen Stock, dachte Parsons. Dies hier war heiliges Land; außerhalb davon erstreckte sich das von der Regierung kontrollierte Gebiet. Das Landhaus war – vergleichbar einer römischen Domäne – autark, wirtschaftlich und materiell unabhängig. Unter dem Gebäude gab es gewaltige Turbinen und ein Jahrhundert alte Atomgeneratoren. Er hatte kurz die unterirdische Landschaft von Antriebsketten und schwirrenden Kugeln zu Gesicht bekommen, in manchen Fällen auch rostbedeckte Massen von Maschinen, die es nach wie vor fertigbrachten, zu dröhnen und zu stampfen. Als er versucht hatte, weiter vorzudringen, war er von bewaffneten Wächtern, Jünglingen, die das bekannte Wolfs-Emblem trugen, freundlich, aber bestimmt abgewiesen worden.

Nahrung wurde in unterirdischen Chemie-Tanks künstlich gezüchtet. Kleidung und Möbel wurden von Robotern, die irgendwo auf diesem Gelände arbeiteten, aus Plastik-Rohmaterialien hergestellt. Baumaterial, industrielle Nachschubgüter, alles, was gebraucht wurde, wurde auf dem Gelände des Landhauses hergestellt und repariert. Eine vollständige Welt, deren Herz, wie bei der Stadt, der Quader war. Die Miniatur->Seele<, mit der er bald arbeiten würde. Ihm brauchte nicht gesagt zu werden, wie sorgfältig das Geheimnis ihrer Existenz gehütet wurde. Wahrscheinlich wußten nur einige wenige Personen davon; wahrscheinlich nicht mehr als ein Bruchteil derjenigen, die in dem Landhaus wohnten und arbeiteten. Und wie viele von ihnen verstanden ihre Aufgabe, den Grund ihrer Existenz? Vielleicht wußten das nur Loris und

Helmar. Als sie bei Tisch saßen und Kaffee mit Cognak tranken, fragte er Helmar direkt: »Sind Sie mit Loris verwandt?«

»Warum fragen Sie?« sagte Helmar.

»Sie gleichen dem Mann im Quader – ihrem Vater. Und Sie gleichen ihr ... ein wenig.«

Helmar schüttelte den Kopf. »Wir sind nicht miteinander verwandt.« Seine frühere Erregung und sein Eifer waren jetzt von Höflichkeit überdeckt. Und doch fühlte Parsons, daß beides noch da war, noch schwelte.

Es gab so viele Dinge, die Parsons nicht verstand. Zuviel, stellte er fest, wurde zurückgehalten. Er hatte das Offensichtliche akzeptiert: Loris und Helmar handelten illegal, taten das bereits seit einiger Zeit. Der bloße Besitz des Miniatur-Quaders war eindeutig ein Verbrechen allererster Größe. Die Bewahrung des Körpers, der Versuch, ihn wieder zum Leben zu erwecken – all das war Teil eines sorgfältig konstruierten und gehüteten Planes, von dem die Regierung und bestimmt auch die anderen Stämme nichts wußten.

Er konnte Loris' Wunsch, ihren Vater wieder lebendig zu sehen, verstehen. Das war eine natürliche Empfindung, möglicherweise allen Kulturen gemeinsam, seine eigene eingeschlossen. Er verstand die komplizierten Schachzüge, die sie bei dem Versuch, diesen Wunsch zu realisieren, unternommen hatte. Mit ihrem großen Einfluß und ihrer Macht konnte es tatsächlich möglich sein, dies zu schaffen – so sehr es allem entgegenstand, wofür diese Gesellschaft eintrat. Schließlich war der Mann während Loris' ganzem bisherigen Leben vor der Verwesung bewahrt worden. Der Quader, das gesamte Anwesen waren für diese Aufgabe eingespannt. Die Entwicklung und der Gebrauch des Zeitbaggers diente zweifellos auch diesem Ziel. Wenn schon so viel getan worden war, dann konnte auch der Rest folgen.

Aber von alledem ergab ein Element noch immer keinen Sinn. In dieser Gesellschaft wurden sämtliche Zygoten vom Quell ausgebrütet und bewahrt, ein rein künstlicher Vorgang.

Parsons wählte seine Worte vorsichtig. »Dieser Mann«, sagte er zu Loris. »Ihr Vater. Ist er im Quell geboren?«

Sie und Helmar betrachteten ihn mit gleicher Vorsicht. »Niemand wird außerhalb des Quells geboren«, sagte Loris mit leiser Stimme.

Helmar sagte voller Ungeduld: »Was hat diese Information mit Ihrer Arbeit zu tun? Wir haben komplette Daten über seinen körperlichen Zustand im Augenblick des Todes. Sein Tod ist es, der Sie etwas angeht, nicht seine Geburt.«

»Wer hat den Quader gebaut?« fragte Parsons geradeheraus.

»Warum?« sagte Loris kaum hörbar. Sie blickte Helmar an.

»Die Ausführung«, erklärte Helmar langsam, »ist mit der des Quells, den die Regierung betreibt, identisch. Es war kein Spezialwissen erforderlich, um in kleinem Maßstab nachzubauen, was die Regierung in großem Stil betreibt.«

»Irgend jemand hat also die Pläne hierhergebracht und all dies gebaut«, beharrte Parsons. »Offensichtlich unter großem Risiko und für einen bedeutsamen Zweck.«

Loris sagte: »Um *ihn* zu erhalten. Meinen Vater.«

Parsons hakte sofort nach, und er fühlte seinen Puls jagen. »Dann ist der Quader *nach* seinem Tod gebaut worden?«

Keiner von ihnen antwortete.

»Ich verstehe wirklich nicht«, sagte Loris schließlich, »was dies alles mit Ihrer Arbeit zu tun hat. Wie Helmar schon sagte.«

»Also bin ich für Sie nur ein bezahlter Angestellter?« sagte Parsons. »Kein wirklich Gleichgestellter, der als Gleichgestellter mit Ihnen reden kann?«

Helmar blickte ihn finster an, aber Loris wirkte eher beunruhigt

als verärgert. Unsicher sagte sie: »Nein, überhaupt nicht. Es ist nur so, daß das Risiko sehr groß ist. Und eigentlich geht es Sie nichts an, nicht wahr? Warum sollte es auch, Doktor? Wenn Sie einen Patienten behandeln, irgend jemanden, der krank oder verletzt ist – erkundigen Sie sich dann auch nach seiner Vergangenheit, seinem Glauben, seinem Ziel im Leben, seiner Philosophie?«

»Nein«, gab er zu.

»Wir werden es Ihnen vergelten«, sagte Loris. »Wir können Sie in jeden Zeitabschnitt versetzen, den Sie bestimmen.« Ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches, lächelte sie hoffnungsvoll und schmeichelnd.

Aber Parsons sagte: »Ich habe eine Frau, die ich liebe. Ich will zu ihr zurückkehren, das ist alles.«

»So ist es«, sagte Helmar. »Wir haben sie gesehen, als wir unterwegs waren und nach Ihnen gesucht haben.«

»Und obwohl Sie das wußten«, sagte Parsons, »haben Sie mich ohne mein Wissen oder meine Erlaubnis hierhergebracht. Ich verstehe, meine persönlichen Gefühle interessieren Sie nicht.« Er zögerte. »In Ihren Augen bin ich nichts Besseres als ein Sklave!«

»Das ist nicht war«, sagte Loris. Und er sah Tränen in ihren Augen. »Sie müssen uns nicht helfen. Sie können in Ihre Eigenzeit zurückkehren, wenn Sie wollen. Es liegt an Ihnen.« Plötzlich erhob sie sich vom Tisch. »Entschuldigen Sie mich«, sagte sie mit erstickter Stimme und lief aus dem Zimmer.

Gleich darauf sagte Helmar: »Sie können Ihre Gefühle leicht nach vollziehen.« Er saß da und nippte gleichmütig an seinem Kaffee. »Bis Sie gekommen sind, hat es nie eine Chance gegeben. Gestehen wir mal ein, daß ich Sie nicht besonders interessiere. Aber das ist nicht das Problem. Sie tun dies nicht für mich. Sie tun es für sie.«

Damit hatte der Mann recht.

Und doch hatte sich sogar Loris zurückgehalten und ihm keine ehrlichen Antworten gegeben. Die ganze Atmosphäre war durchdrungen von diesem Gefühl des Versteckten, des Verborgenen. Warum vor ihm? Wenn sie ihm weit genug vertrauten, um ihm den Mann im Quader zu zeigen, den Quader selbst zu enthüllen, was konnte es dann mehr geben? Nahmen sie an, daß er, wenn er mehr über sie wußte, nicht mit ihnen zusammenarbeiten würde?

Er schob seine Verdächtigungen zurück und saß wie Helmar da und nippte an seinem Pharisäer-Kaffee. Unaufdringlich kamen und gingen Bedienstete.

Weder er noch Helmar sagten etwas. Schweigend tranken sie. Der Cognak war sehr gut und echt. Schließlich stellte Helmar seine Tasse ab und erhob sich.

»Fertig, Doktor?« fragte er. »Können Sie mit Ihrer ersten Voruntersuchung beginnen?«

Auch Parsons stand auf. »Ja«, sagte er. »Gehen wir.«

10

Zu dritt standen sie beieinander und sahen gespannt zu, wie das automatische Getriebe den Quader nach vorn bewegte, auf sie zu. Unmittelbar vor ihnen kam er zum Stillstand.

Der Raum war ein Meer von Lichtern. Im grellen Glanz sah Parsons, wie der Quader nach und nach zurückkippte, bis er zur Ruhe kam. In seinen Tiefen schwebte ruhig die schlaffe Gestalt, die Augen geschlossen, der Körper entspannt. Der tote Gott, zwischen zwei Welten in der Schweben, darauf wartend zurückzukehren ...

Und im Raum sein Volk.

Der Raum war vollgestopft. Menschen, die bis jetzt im Schatten geblieben waren, traten langsam vor. Er hielt inne, weil er den Anblick dieses ersten Erscheinens in seiner vollen Intensität in sich aufnehmen wollte. Dies war die tatsächliche Kraft, die das Landgut in Betrieb hielt.

War es nur Einbildung, oder ähnelten sie einander? Natürlich hatten alle Angehörigen dieser Gesellschaft einige ähnliche Merkmale, so dieselbe allgemein vorherrschende Schädelform und Haarstruktur. Und die Kleidung dieser Gruppe, die graue Robe mit dem Brust-Emblem des Wolfs-Clans, war völlig identisch.

Aber da war noch mehr. Der rötliche Farbton der Haut. Eine gewisse Schwere der Brauen. Die hohe Stirn. Geblähte Nasenlöcher. Als würden sie alle einer einzigen Familie angehören.

Er zählte vierzig Männer und sechzehn Frauen, und dann gab es auf. Sie bewegten sich umher, murmelten miteinander. Nahmen Plätze ein, von denen sie ihn beobachten konnten, während er arbeitete. Sie wollten jede Bewegung sehen, die er machte.

Jetzt war der Quader von Technikern des Landguts eröffnet

worden. Die Vereisungsflüssigkeit wurde gierig von Plastik-Saugtentakeln herausgeschlürft.

»Diese Leute sollten nicht hier sein«, sagte Parsons nervös. »Ich werde seinen Brustkorb öffnen und eine Pumpe einsetzen müssen. Die Gefahr der Infektion ist sehr groß.«

Die Männer und Frauen hörten ihn, doch keiner von ihnen rührte sich von der Stelle.

»Sie denken, sie haben ein Recht darauf, hier zu sein«, sagte Helmar.

»Aber Sie haben zugegeben, daß Sie nichts von Medizin verstehen, nichts von Hygiene ...«

»Sie haben an dem Mädchen Icara in aller Öffentlichkeit gearbeitet«, sagte Helmar. »Und Sie haben zahlreiche sterilisierende Wirkstoffe in Ihrem Koffer – die zumindest konnten wir identifizieren.«

Parsons fluchte unterdrückt. Er wandte sich von Helmar ab und zog seine Plastik-Schutzhandschuhe über. Dann ordnete er seine Instrumente auf einem tragbaren Tablett an. Als der Rest der Vereisungsflüssigkeit von den Saugtentakeln aufgenommen worden war, schaltete Parsons ein Hochfrequenzfeld ein und legte an jede Seite des Quaders Spannung. Die Anschlußklemmen summten und glühten, als sich das Feld erwärmte. Jetzt befand sich der reglose Körper in einer Zone bakterienvernichtender Strahlung. Er konzentrierte das Feld kurz auf seine Instrumente und Handschuhe. Die zuschauenden Männer und Frauen beobachteten dies alles konzentriert, ohne den geringsten Ausdruck in den Gesichtern.

Ganz plötzlich war die Vereisung abgesaugt. Der Körper lag frei.

Parsons arbeitete zügig und routiniert. Es gab keinen spürbaren Zerfall. Der Körper wirkte vollkommen frisch. Er berührte das

leblose Handgelenk. Es war *kalt*. Eine frostige Ausdünstung, die seinen Arm hinaufsickerte und ihn veranlaßte, die Hand schnell zurückzuziehen. Die absolute Kälte des Weltraums. Er schüttelte sich und dachte darüber nach, wie er vorgehen sollte.

»Er wird rasch warm werden«, preßte Helmar heraus. »Es handelt sich um eine Art von Kühlung, die Ihnen nicht bekannt ist. Die Molekularbewegung ist nicht reduziert, sondern in eine andere Phase gebracht worden.«

Der Körper war jetzt warm genug, daß man ihn berühren konnte. Ganz gleich, welche Veränderungen im Oszillationsrhythmus vorgenommen worden waren, die Moleküle kehrten bereits zu ihrer Normbewegung zurück.

Mit peinlicher Sorgfalt schloß Parsons eine mechanische Lunge an und aktivierte sie. Während die Lunge rhythmischen Druck auf die bewegungslose Brust ausübte, konzentrierte er sich auf das Herz. Er punktierte den Brustkorb, schloß die Dixon-Pumpe an das Gefäßsystem an und umging damit das stillgelegte Herz. Die Pumpe begann augenblicklich zu arbeiten. Blut floß. Atmung und Blutkreislauf waren in einem Körper wieder in Gang gesetzt, der vor fünfunddreißig Jahren gestorben war. Wenn es durch den Mangel an Sauerstoff und Nährstoffen nicht zu viele Gewebebeeinträchtigungen gegeben hatte, besonders im Gehirn ...

Unbemerkt war Loris zu ihm herangekommen, so daß sich ihr Körper jetzt an ihn preßte. Starr wie Stein blickte sie hinunter.

»Statt den Pfeil aus dem Herz zu entfernen«, sagte Parsons, »habe ich es umgangen. Vorübergehend wenigstens.« Jetzt untersuchte er das verletzte Organ.

Der Pfeil hatte es glatt durchschlagen. Wahrscheinlich gab es wenig, was er tun konnte, um das Organ wiederherzustellen. Aber mit den geeigneten Instrumenten zog er den Pfeil heraus und warf ihn zu Boden. Blut quoll hervor.

»Es kann wiederhergestellt werden«, sagte er zu Loris. »Aber die große Frage ist und bleibt – wie schlimm ist der Gehirnschaden? Wenn er zu groß ist, empfehle ich, daß wir ihn sterben lassen.« Die Alternative, ihn am Leben zu erhalten, wäre nicht angenehm.

»Ich verstehe«, sagte sie mit niedergeschlagener Stimme. Es war kaum mehr als ein Flüstern.

»Meiner Meinung nach«, sagte Parsons, womit er sowohl sie als auch die Gruppe ansprach, »sollten wir jetzt weitermachen.«

»Sie meinen, Sie wollen jetzt versuchen, ihn wiederzubeleben?« sagte sie. Er mußte sie festhalten, denn sie hatte zu schwanken begonnen, und er sah, daß ihre Augen vor Angst fast blind waren.

»Ja«, sagte er. »Darf ich?«

»Angenommen, Sie versagen«, flüsterte sie und starrte ihn flehentlich an.

»Momentan ist die Aussicht auf einen Erfolg am größten«, sagte er offen. »Mit jedem neuen Wiederbelebungsversuch kommt es zu einem weiteren Verfall von Gehirngewebe.«

»Dann los«, sagte sie mit kräftigerer Stimme.

Helmar sagte hinter ihnen: »Und versagen Sie nicht.« Er meinte es nicht als Drohung. Seine Stimme hatte einen offenkundig fanatischen Unterton, als könne es für ihn ein Versagen einfach nicht geben – es war einfach nicht möglich.

Parsons sagte: »Die Pumpe arbeitet, also müßte er sehr bald wieder ins Leben zurückkehren.« Mit seinen Instrumenten horchte er den Puls und die Atmung des Mannes ab. Wenn es da je wieder etwas zu registrieren gibt, dachte er insgeheim.

Der Mann bewegte sich. Seine Lider flatterten.

Ein Keuchen unter den Zuschauern wurde laut. Es war ein gleichzeitiger Ausdruck von Verwunderung und Freude.

»Er lebt, weil ich ihm die mechanische Pumpe eingesetzt habe«,

sagte Parsons zu Loris. »Natürlich, wenn alles gutgeht ...«

»Dann werden Sie am Ende die Herzfasern nähen und versuchen, die Pumpe wegzunehmen«, führte Loris zu Ende.

»Ja«, sagte er.

Loris sagte: »Doktor, würden Sie das bitte jetzt gleich tun? Es gibt gewisse Umstände, von denen Sie nichts wissen ... Bitte, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß es so ist ... Wenn es irgendeine Möglichkeit gibt, zu diesem Zeitpunkt die Herzoperation durchzuführen ...« Inständig bittend ergriff sie seine Hände. Er spürte, wie sich ihre starken Finger in sein Fleisch gruben. Sie starrte zu ihm herauf und sagte: »Um meinetwillen. Selbst wenn so ein größeres Risiko besteht, bin ich davon überzeugt, daß Sie weitermachen sollten. Ich habe gute Gründe dafür. Bitte, Dr. Parsons.«

Zögernd, während er Puls und Atmung des Patienten studierte, sagte er: »Der Heilungsprozeß wird Wochen in Anspruch nehmen. Das verstehen Sie sicherlich. Er darf keinen Anstrengungen ausgesetzt werden, Anstrengungen keinerlei Art, nicht, bis die Herzfasern ...«

»Sie werden es tun?« fragte sie mit glänzenden Augen.

Er nahm seine Instrumente auf und machte sich an die nervenaufreibende Arbeit, das zerrissene Herz wiederherzustellen.

Als er fertig war, bemerkte er, daß nur Loris im Raum geblieben war. Die anderen waren hinausgeschickt worden – zweifellos auf ihre Anordnung hin. Stumm saß sie ihm gegenüber, die Arme vor der Brust verschränkt. Jetzt wirkte sie gefaßter, aber ihr Gesicht zeigte noch immer die Starrheit, die Furcht.

»In Ordnung?« fragte sie mit einem Zittern in der Stimme.

»Sieht so aus«, antwortete Parsons. Erschöpft begann er seine Instrumente wegzuräumen.

»Doktor«, hauchte sie, wobei sie aufstand und zu ihm kam. »Sie haben etwas Großes vollbracht. Nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt.«

Zu erschöpft, um ihr viel Aufmerksamkeit schenken zu können, zog er seine Handschuhe aus. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich bin zu müde zum Reden. Ich würde jetzt gern in mein Apartment hin-
aufgehen und schlafen.«

»Sie werden in Bereitschaft bleiben? Falls etwas schiefgeht?« Er setzte sich in Bewegung, durchquerte den Raum, und Loris eilte ihm nach. »Worauf müssen wir achten? Natürlich haben wir genügend Wachpersonal zur Verfügung, aber ... Mir ist klar, daß er sehr schwach ist und dies auch noch einige Zeit bleiben wird.« Jetzt hielt sie ihn an. »Wann wird er zu Bewußtsein kommen?«

»Vermutlich in einer Stunde«, sagte er an der Tür.

Das stellte sie offensichtlich zufrieden. Sie nickte geistesabwesend und ging zu dem Patienten zurück.

Allein stieg er die Stufen hinauf, und nachdem er mehrmals fremde Zimmer betreten hatte, schaffte er es schließlich, sein Apartment zu finden. Er schloß die Tür hinter sich, sank auf das Bett und wollte nur noch schlafen. Er fühlte sich zu müde, um sich auszuziehen oder sich unter die Dusche zu stellen.

Das nächste, das er bewußt mitbekam, war, daß die Tür geöffnet wurde. Loris stand im Eingang und starrte auf ihn herab. Im Raum war es jetzt dunkel geworden – oder hatte er sich bei eingeschaltetem Licht schlafen gelegt? Ziemlich erschlagen setzte er sich auf.

»Ich dachte, Sie wollen vielleicht etwas zu essen haben«, sagte sie. »Es ist nach Mitternacht.« Als sie eine Lampe einschaltete und hinüberging und die Vorhänge zuzog, sah er, daß ihr ein Diener in das Apartment gefolgt war.

»Danke«, sagte er und rieb sich die Augen.

Loris entließ den Diener und hob die Zinndeckel von den Schüsseln. Er roch warme, intensive Essensdüfte.

»Hat sich der Zustand Ihres Vaters irgendwie verändert?« fragte er.

Loris sagte: »Er ist für einen Moment zu Bewußtsein gekommen. Wenigstens hat er die Augen geöffnet. Und ich hatte den Eindruck, daß er mich bemerkt hat. Aber dann ist er wieder eingeschlafen; er schläft auch jetzt.«

»Er wird sehr viel schlafen«, sagte Parsons. Aber er dachte: Das könnte auf einen möglichen Gehirnschaden hinweisen.

Sie hatte an einem kleinen Tisch zwei Stühle zurechtgerückt, und er wartete, bis sie sich gesetzt hatte. »Danke«, sagte sie. »Sie haben mit dem, was Sie getan haben, alles menschenmögliche gegeben. Es war ein sehr eindrucksvolles Schauspiel für uns – ein Arzt und seine Hingabe an das Heilen.« Sie lächelte ihn an, und im Zwielflicht des Zimmers waren ihre Lippen voll und feucht. Seit er sie das letztemal gesehen hatte, hatte sie ein anderes Kleid angezogen, und ihr Haar war jetzt zurückgebunden und von einer Spange festgehalten. »Sie sind wirklich ein guter Mensch«, sagte sie. »Ein sehr freundlicher und achtbarer Mensch. Wir sind durch Ihre Anwesenheit geadelt.«

Verlegen zuckte er mit den Schultern, weil er nicht wußte, was er sagen sollte.

»Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Unbehagen bereitet habe«, sagte sie und begann zu essen. Er folgte ihrem Beispiel. Aber nach ein paar Bissen merkte er, daß er nicht hungrig war. Er fühlte sich unruhig, stand auf und entschuldigte sich. Er ging zur Veranda des Apartments, öffnete die Glastür und trat in die kalte Nachtluft hinaus. Leuchtende Nachtmotten flatterten jenseits der Gutsgrenzen zwischen Bäumen und feuchten Zweigen. Irgendwo im Wald rumorten kleine Tiere herum, knurrten, entfernten sich verstohlen.

Geräusche von brechenden Zweigen, heimliche Schritte. Zischen.

»Katzen«, flüsterte Loris. »Hauskatzen.« Sie war ebenfalls herausgekommen, stand jetzt neben ihm und blickte in die Dunkelheit.

»Verwildert?«

Sie wandte sich ihm zu. »Wissen Sie, Doktor, es gibt da einen grundlegenden Irrtum in ihrem Denken.«

»Wen meinen Sie mit ›ihrem‹?«

Sie machte eine unbestimmte Handbewegung und sagte: »Die Regierung. Das ganze System hier. Den Seelenquader, die Turniere. Dieses Mädchen, Icara, das Sie gerettet haben.« Ihre Stimme wurde hart. »Sie hat sich umgebracht, weil sie entstellt worden war. Sie wußte, daß sie die Einstufung des Stammes verschlechtern würde, wenn die Turnierzeit kommt. Sie wußte, daß sie wegen ihrer Erscheinung schlecht abschneiden würde. *Aber solche Dinge werden nicht vererbt!*« Bitterkeit durchzog ihre Stimme. »Sie hat sich für nichts und wieder nichts geopfert. Und wer hat gewonnen? Wem hat ihr Tod genützt? Sie war sicher, es sei für das Wohl des Clans – für die Rasse. Ich habe genug vom Tod gesehen.«

Als er sie so sprechen hörte, wußte er, daß sie an ihren Vater dachte. »Loris«, sagte er. »Wenn ihr in die Vergangenheit zurückgehen könnt, warum habt ihr nicht versucht, sie zu ändern? Seinen Tod zu verhindern?«

»Sie wissen nicht, was wir wissen«, antwortete sie. »Die Möglichkeit, die Vergangenheit zu ändern, ist begrenzt. Es ist sehr schwer.« Sie seufzte. »Meinen Sie, wir hätten es nicht versucht?« Ihre Stimme hob sich. »Meinen Sie, wir wären nicht immer wieder zurückgegangen, hätten nicht immer wieder versucht, es anders ausgehen zu lassen? Aber trotzdem ist es nie anders ausgegangen.«

»Die Vergangenheit ist nicht veränderbar?« fragte er.

»Wir verstehen es nicht ganz. Manche Dinge können verändert werden. Aber dies hier nicht. Nicht jene Sache, die wirklich etwas bedeutet! Es gibt eine Art zentrale Kraft, die uns ausweicht. Eine Macht, die am Wirken ist ...«

»Sie lieben ihn wirklich«, sagte er, von ihren Gefühlen bewegt.

Sie nickte schwach. Jetzt sah er, wie sich ihre Hand hob; sie wischte sich die Tränen aus den Augen. Undeutlich konnte er ihr Gesicht erkennen, die zitternden Lippen, die langen Wimpern, die großen, schwarzen Augen, die von Tränen funkelten.

»Es tut mir leid«, sagte Parsons. »Ich wollte nicht ...«

»Schon gut. Wir haben unter einer so großen Anspannung gestanden. So lange. Sie müssen wissen, ich habe ihn nie lebend gesehen. Und ihn Tag für Tag anzusehen, wie er dort drinnen schwebt, außer Reichweite – so unerreichbar fern von uns ... Schon als Kind habe ich die ganze Zeit an nichts anderes gedacht. Ihn zurückzuholen. Ihn wiederzubekommen, ihn um mich zu haben. Wenn er wieder zum Leben erweckt werden könnte ...« Ihre Fäuste öffneten sich, die Finger streckten sich aus, verlangend, tastend, und schlossen sich wieder um das Nichts. »Und jetzt, wo wir ihn wirklich zurückhaben ...« Ganz abrupt brach sie ab.

»Weiter«, drängte Parsons.

Loris schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Parsons berührte ihr weiches, schwarzes Haar, das vom Nachtnebel feucht war. Sie protestierte nicht. Er zog sie an sich – sie protestierte noch immer nicht. Ihr warmer Atem wehte in einer Wolke empor, stieg um ihn her auf, mischte sich mit dem süßen Duft ihres Haars. Ihr Körper zitterte heftig und fieberte vor unterdrückten Empfindungen. Ihr Busen, gegen das Sternenlicht deutlich umrissen, hob und senkte sich, und ihr Körper bebte unter der Seide ihres Gewandes.

Seine Hand berührte ihre Wange, dann ihren Hals. Ihre vollen Lippen waren dicht an den seinen. Ihre Augen waren halb

geschlossen, der Kopf war in den Nacken zurückgelegt, ihr Atem kam rasch. »Loris«, sagte er leise.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Bitte nicht.«

»Warum vertraust du mir nicht? Warum willst du es mir nicht sagen? Was gibt es, was du nicht ...«

Mit einem rauhen Stöhnen machte sie sich frei und lief auf den Eingang zu, und die losen Teile des Gewands wehten hinter ihr her.

Als er sie einholte, legte er die Arme um sie und verhinderte ihre Flucht. »Was ist los?« fragte er und versuchte, sie anzusehen, den Ausdruck auf ihrem Gesicht zu lesen. Er wollte ihren Kopf hochzwingen, wollte, daß sie ihn anblickte.

»Ich ...«, begann sie.

Die Tür des Apartments flog auf. Helmar sagte mit verzerrtem Gesicht: »Loris. Er ...« Als er Parsons bemerkte, fuhr er fort:

»Doktor. Kommen Sie.«

Zu dritt liefen sie den Korridor entlang zur Treppe und die Treppe hinunter; atemlos erreichten sie den Raum, in dem Loris' Vater lag. Wächter schoben sie hinein. Parsons erblickte komplizierte, ihm unbekannte Geräte, die soeben zusammengebaut wurden.

Auf dem Bett lag Loris' Vater, die Lippen geöffnet, die Augen glasig. Diese Augen, blicklos im Tod, starrten zur Decke hinauf.

»Vereisung«, befahl Loris gerade irgendwo im Hintergrund, als Parsons seine Instrumente hervorklaubte.

Als Parsons das Laken beiseite schob, sah er das gefiederte, gekerbte Ende eines Pfeiles aus der Brust des toten Mannes ragen.

»Es ist wieder passiert«, sagte Helmar in einem Tonfall absoluter Hoffnungslosigkeit. »Wir dachten ...« Seine Stimme versagte, verwirrt und unglücklich. »Vereist ihn!« rief er plötzlich, und

Bedienstete drängten sich zwischen Parsons und das Bett. Er sah, wie sie den Leichnam geschickt anhoben und ihn in den leeren Quader schoben. Die Vereisungsflüssigkeit strömte hinein und umhüllte die Gestalt, bis sie völlig darin eingebettet und nur mehr verschwommen zu sehen war.

Nach einer Weile sagte Loris bitter: »Nun, wir hatten recht.« Der Zorn in ihrer Stimme bestürzte Parsons. Wie unter einem Zwang drehte er sich um und sah einen Ausdruck auf ihrem Gesicht ... Etwas Ähnliches hatte er noch nie zuvor auf dem Gesicht einer Frau gesehen. Einen vollkommenen und absoluten Haß.

»Recht ... womit?« brachte er mühsam hervor.

Sie hob den Kopf, starrte ihn an, und ihre Augen schienen geschrumpft zu sein, so daß die Pupillen wie kleine, brennende Punkte leuchteten, Punkte, die nicht mehr im Raum zu liegen schienen, sondern vor ihm schwebten und ihn fast blendeten. »Irgend jemand arbeitet gegen uns«, sagte sie. »Sie haben die Kontrolle über die Zeit. Sie arbeiten gegen uns, genießen es ...« Sie lachte. »Ja, sie *genießen* es. Sie machen sich über uns lustig.« Mit einem Wirbeln ihrer Kleider wandte sie sich abrupt von Parsons ab und drängte sich durch den Kreis der Bediensteten.

Parsons trat zurück und sah die letzte Oberfläche des Seelenquaders einrasten. Wieder schwebte die Gestalt in ewiger Stasis. Tot und stumm. Außer Reichweite der Lebenden.

11

Helmar, der neben Parsons stand, murmelte: »Es ist nicht Ihre Schuld.« Gemeinsam sahen sie zu, wie der Quader aufrecht gestellt wurde. »Wir haben Feinde«, sagte Helmar. »Das gleiche ist schon einmal passiert, als wir in die Vergangenheit zurückgekehrt sind und versucht haben, die Situation neu zu schaffen. Aber bisher haben wir geglaubt, es wäre eine Naturgewalt, ein Zeit-Phänomen. Jetzt wissen wir es besser. Unsere schlimmsten Befürchtungen sind gerechtfertigt. Dies konnte nicht durch eine unpersönliche Macht geschehen.«

»Vielleicht nicht«, sagte Parsons. »Aber Sie dürfen kein Motiv sehen, wo es keins gibt.« Sie sind ein wenig paranoid, stellte er fest. Möglicherweise mit Recht. »Loris hat mir gesagt«, fuhr er fort, »daß keiner von Ihnen die Prinzipien, die der Zeit zugrunde liegen, restlos versteht. Ist es nicht möglich, daß ...«

»Nein«, sagte Helmar rundweg. »Ich weiß es. Wir wissen es alle.« Er wollte weitersprechen, sah jedoch etwas hinter Parsons und brach ab.

Parsons drehte sich um. Auch er hatte vorgehabt, noch etwas zu sagen. Aber seine Worte blieben ihm im Hals stecken.

Zum erstenmal bemerkte er sie.

Sie war lautlos eingetreten, vor ein paar Sekunden erst. Zwei bewaffnete Wachen standen links und rechts von ihr. Eine Bewegung ging durch die im Raum anwesenden Leute.

Sie war alt. Die erste alte Person, die Parsons in dieser Welt sah.

Loris ging auf die alte Frau zu und sagte: »Er ist wieder tot. Sie haben es geschafft, ihn abermals zu vernichten.«

Die alte Frau trat lautlos auf den Quader zu, hin zu dem toten

Mann, der darin lag. Sie war trotz ihres Alters verblüffend hübsch. Groß und würdevoll. Eine Mähne aus weißem Haar floß über ihre Schultern ... Dieselbe hohe Stirn. Dichte Brauen. Eine markante Nase, ausgeprägt das Kinn. Ein ernstes, ausdrucksstarkes Gesicht.

Genauso wie die anderen. Diese alte Frau, der Mann im Quader, jeder auf diesem Landgut – alle hatten Teil an denselben körperlichen Merkmalen.

Die stattliche alte Frau hatte die Quader-Wand erreicht. Wortlos starrte sie darauf.

Loris nahm ihren Arm. »Mutter ...«

Das war es! Die alte Frau war Loris' Mutter. Die Frau des Mannes im Quader.

Alles paßte. Er lag schon seit fünfunddreißig Jahren im Quader. Die alte Frau mochte etwa siebzig sein. Und sie war *seine Frau*! Diese beiden Menschen, dieses Paar, sie hatten das willensstarke, vollbrüstige Wesen in die Welt gesetzt, das den Wolfs-Clan regierte, das mächtigste menschliche Lebewesen.

»Mutter«, sagte Loris. »Wir werden es noch einmal versuchen. Ich verspreche es.«

Jetzt hatte die alte Frau Parsons bemerkt. Sofort wurde ihr Gesicht abweisend. »Wer sind Sie?« fragte sie mit tiefer, zitternder Stimme.

Loris sagte: »Er ist der Arzt, der versucht hat, Corith zurückzuholen.«

Die alte Frau blickte Parsons noch immer frostig an. Allmählich wurden ihre Züge sanfter. »Es ist nicht Ihre Schuld«, sagte sie schließlich. Einen Moment lang verweilte sie bei dem Quader.. »Später«, sagte sie, »noch einmal.« Sie drehte sich um, warf einen letzten Blick auf Parsons, dann auf den Mann im Quader. Und dann entfernte sich die alte Frau und ihre Diener, kehrten zu dem

Aufzug zurück, aus dem sie gekommen waren. Sie war aus den unterirdischen Etagen heraufgekommen, die den Boden unter ihren Füßen wie Bienenwaben durchzogen – unermeßliche Regionen, die er nie gesehen hatte und wahrscheinlich auch nie sehen würde. Aus dem gehüteten, geheimen Herz des Landgutes.

Alle Männer und Frauen blieben stumm stehen, als die alte Frau an ihnen vorbeiging. Köpfe neigten sich leicht. Ehrerbietung. Sie bekannten sich alle zu ihr, zu Loris' Mutter. Die majestätische, weißhaarige alte Frau, die langsam und ruhig den Raum durchquerte, fort von dem Quader. Das Gesicht in Falten und erstarrt in Kummer. Die Mutter der Mutter Oberin ...

Die Mutter von ihnen allen!

Am Aufzug hielt sie an und drehte sich halb um. Sie machte eine schwache Handbewegung, die sie alle umfaßte. Sie grüßte sie. Ihre Kinder.

Es war eindeutig. Helmar, Loris, all die anderen, alle siebzig oder achtzig Menschen, stammten von dieser alten Dame und von dem Mann ab, der in dem Quader lag. Doch eines paßte nicht.

Der Mann im Quader und diese alte Frau. Wenn sie Mann und Frau waren ...

»Ich bin froh, daß du sie gesehen hast«, sagte Loris neben ihm.

»Ja«, sagte er.

»Hast du gesehen, wie sie es aufgenommen hat? Sie war uns eine Inspiration in unserem Verlust. Ein Vorbild, dessem Beispiel wir folgen werden.« Jetzt schien auch Loris ihre Fassung zurückgewonnen zu haben.

»Gut«, murmelte Parsons. Die Gedanken rasten durch seinen Verstand. *Die alte Frau und der Mann im Quader*. Corith hatte sie ihn genannt. Corith – der Vater all dieser Menschen. Das ergab einen Sinn. Alles ergab einen Sinn – bis auf eines. Und an diesem einen war schwer vorbeizukommen.

Sowohl Corith als auch die alte Frau, seine Ehefrau, wiesen identische körperliche Merkmale auf.

»Was ist los?« fragte Loris. »Stimmt irgend etwas nicht?«

Parsons schüttelte sich und zwang seine Gedanken wieder in die Realität zurück. »Ich habe Schwierigkeiten damit«, sagte er, »daß er wieder getötet wurde – und auf dieselbe Art und Weise.«

»Es geschieht immer so«, sagte Loris, »immer auf dieselbe Art und Weise: mit einem durch sein Herz getriebenen Pfeil, der ihn sofort tötet.«

»Keine Abweichung?«

»Keine von Bedeutung.«

Er sagte: »Wann ist es passiert?« Der Sinn seiner Frage schien ihr nicht klar zu sein. »Der Pfeil«, sagte er. »In dieser Zeitperiode sind keine derartigen Waffen im Gebrauch, oder? Ich nehme an, es ist in der Vergangenheit passiert.«

»Das stimmt«, gab sie mit einem Kopfnicken zu. »Unsere Arbeit mit der Zeit, unsere Erkundungen ...«

»Dann habt ihr die Zeitreise-Ausrüstung schon vorher gehabt«, sagte er. »Vor seinem Tod.«

Sie nickte.

Parsons fuhr fort: »Schon vor mindestens fünfunddreißig Jahren. Vor deiner Geburt.«

»Wir sind schon lange damit vertraut.«

»Warum? Was habt ihr vor?« Er schleuderte ihr die Fragen entgegen, zwang sie ihr auf. »Was ist das für ein Plan, den ihr alle habt? Sag es mir. Wenn ihr von mir erwartet, daß ich euch helfe ...«

»Wir erwarten nicht von dir, daß du uns hilfst«, sagte sie bitter. »Es gibt nichts, was du für uns tun kannst. Wir werden dich zurückschicken. Deine Mission ist zu Ende. Es gibt keine weitere Aufgabe mehr für dich.« Sie ließ ihn stehen und ging davon, den Kopf geneigt, versunken in der Betrachtung der Katastrophe, die

über sie alle hereingebrochen war.

Die ganze Familie, dachte Parsons, als er ihr nachblickte, wie sie sich an den anderen vorbeischlängelte. Brüder und Schwestern. Aber das erklärte noch immer nicht die körperliche Ähnlichkeit zwischen Corith und seiner Frau; die Sache mußte auf eine andere Ebene zurückgeführt werden.

Und dann sah er etwas, das ihn bewegungslos erstarren ließ. Dieses Mal war er der einzige, der es gesehen hatte. Die anderen waren zu sehr in ihre Probleme eingehüllt. Nicht einmal Loris hatte es bemerkt.

Das hier war das fehlende Element. Der grundlegende Hinweis, der gefehlt hatte.

Sie stand im Schatten ganz am Rande des Zimmers. Kaum auszumachen. Sie war mit der anderen alten Frau, Loris' Mutter, heraufgekommen. Aber sie trat nicht aus der Dunkelheit heraus. Sie hielt sich versteckt und hatte alles, was geschehen war, von ihrem geheimen Ort aus beobachtet.

Sie war unglaublich alt. Ein winziges, zusammengeschrumpftes Etwas. Ergraut und gebeugt, klauenartige Hände, Besenstielbeine unter dem Saum ihres dunklen Kleides. Ein vertrocknetes kleines Vogelgesicht, runzlige Haut, die wie Pergament aussah. Zwei getrübte Augen, tief in die vergilbende Haut eingesunken, eine Strähne von weißem Haar wie ein Spinnennetz.

»Sie ist vollkommen taub«, sagte Helmar leise dicht neben ihm. »Und fast blind.«

Parsons zuckte zusammen. »*Wer ist sie?*«

»Sie ist fast ein Jahrhundert alt. Sie war die erste. Die allererste.« Helmars Stimme brach vor Rührung. Er zitterte sichtbar im Griff der tief verwurzelten Empfindungen, die durch seinen gesamten Körper vibrierten. »Nixina – die Mutter der beiden. Die Mutter

von Corith und Jepthe. Sie ist die *Urmutter*.«

»Corith und Jepthe sind Bruder und Schwester?« fragte Parsons.

Helmar nickte. »Ja. Wir alle sind miteinander verwandt.«

Seine Gedanken kreisten wild durcheinander. Inzucht. Aber weshalb? Und in dieser Gesellschaft – warum?

Wie konnte es in einer Welt, in der das Rassenerbgut in einen gemeinsamen Topf geworfen wurde, Inzucht geben? Wie war diese großartige Familie, diese echte Familie, aufrechterhalten worden? Drei Generationen. Die Großmutter, die Mutter und der Vater. Jetzt die Kinder.

Helmar hatte gesagt: *Sie war die erste*. Dieses winzige, eingeschrumpelte Wesen war die erste – *Was?*

Jetzt trat die gebrechliche Gestalt vor, die Augen unter einem getrübbten Film verloren, und Parsons sah, daß sie ihn direkt anschaute. Die eingeschrumpften Lippen zitterten, und dann sagte sie mit einer für ihn kaum hörbaren Stimme: »Sehe ich da drüben eine weiße Person?« Schritt für Schritt, als würde sie von einem unfühlbaren Wind allmählich voran getrieben, kam sie auf ihn zu. Helmar eilte sofort an ihre Seite und war ihr behilflich.

Die alte Frau hielt Parsons eine Hand hin und sagte: »Willkommen.« Er merkte, wie er die Hand ergriff: sie fühlte sich trocken und kalt und rauh an. »Sie sind der – wie heißt das Wort?« Für einen Augenblick schwand die Wachsamkeit aus ihren Augen. Und dann kehrte sie wieder zurück. »Der Arzt, der versucht hat, meinen Sohn ins Leben zurückzubringen.« Die alte Frau hielt inne, während ihr Atem unregelmäßig ging. »Danke für Ihre Bemühungen«, endete sie mit heiserem Flüstern.

Parsons wußte anfangs nicht, was er sagen sollte. Dann murmelte er: »Es tut mir leid, daß es mir nicht gelungen ist.«

»Vielleicht ...« – ihre Stimme versiegte, war wie das Heben und

Senken eines fernen Meeres – »... beim nächstenmal.« Sie lächelte verzerrt. Und dann konzentrierte sie ihren Verstand wie zuvor, und die Aufgewecktheit kehrte zurück. »Ist es nicht Ironie, daß ausgerechnet ein Weißer damit zu tun hat – oder haben sie Ihnen nicht gesagt, was wir planen?«

Im ganzen Raum war es still geworden. Alle Augen richteten sich auf Parsons und die uralte kleine Frau. Niemand sprach; niemand wagte zu stören. Auch Parsons spürte etwas von ihrer Ehrfurcht in sich.

»Nein, niemand hat es mir gesagt«, antwortete er.

»Sie sollten es wissen«, sagte Nixina. »Es ist nicht gerecht, wenn Sie es nicht wissen. Ich werde es Ihnen sagen. Mein Sohn Corith ist für die Idee verantwortlich. Das geschah vor vielen Jahren, als er ein junger Mann war wie Sie. Er war wirklich hochbegabt. Und so ehrgeizig. Er wollte alles richtigstellen, die Schrecklichen Fünfhundert Jahre ungeschehen machen ...«

Parsons erkannte diesen Begriff. Die Periode der weißen Vorherrschaft. Er ertappte sich dabei, wie er nickte.

»Sie haben die Porträts gesehen?« hauchte die alte Frau und blickte an Parsons vorbei. »Wie sie dort im Alkoven hängen ... die großen Männer in ihren Halskrausen. Die ehrwürdigen Entdecker.« Sie gluckste, ein trockenes Kichern, wie Blätter, die im Wind wehten. Vertrocknete, abgefallene Blätter bei Einbruch der Nacht. »Corith wollte zurückgehen. Und die Regierung wollte zurückgehen, aber sie merkte nicht, daß sie wußte, wie.«

Noch immer sprach niemand. Niemand versuchte, sie zu unterbrechen. Es war unmöglich; sie konnten sich nicht erdreisten.

Nixina sagte: »Also reiste mein Sohn in die Vergangenheit. Zum ersten Neuengland. Nicht das berühmte, sondern das andere. Das wirklich erste. In Kalifornien. Niemand erinnert sich daran ... Aber Corith hat alle Aufzeichnungen, hat die alten Bücher gele-

sen.« Wieder kicherte sie. »Dort wollte er den Anfang machen, in Nova Albion. Aber er ist nicht sehr weit gekommen.« Die getrübbten Augen flammten auf. Wie Loris, dachte Parsons. Für einen Augenblick sah er das Erbe, die Ähnlichkeit. Er bückte sich und lauschte dem trockenen Flüstern, als es jetzt fortfuhr, nur halb an ihn gerichtet, mehr eine Art Erinnern als eine Mitteilung. »Am 17. Juni«, sagte sie. »1597. Er segelte in einen Hafen, denn sein Schiff mußte überholt werden. Er beanspruchte das Land für die Königin. Wie gut wir das alles wissen.« Sie drehte sich zu Helmar um.

»Ja«, pflichtete Helmar ruhig bei.

»Wenig mehr als einen Monat hielt er sich dort auf«, sagte die alte Frau. »Sie haben ihr Schiff auf Kiel gelegt.«

Parsons sagte: »Die *Golden Hind*.« Jetzt begriff er.

»Und Corith kam zu ihnen«, sagte die alte Frau und lächelte zu Parsons empor. »Und dafür ... haben sie ihn erschossen. Mit einem Pfeil mitten durchs Herz. Und er ist gestorben.« Ihre Augen verblaßten, wurden trüb.

»Sie sollte besser ausruhen«, sagte Helmar. Behutsam führte er die alte Frau weg, der Ring der anderen graugekleideten Gestalten schloß sich um sie, und sie war verschwunden. Parsons sah sie nicht mehr.

Das war ihr großer Plan. Die Vergangenheit zu ändern, indem sie um Jahrhunderte zurückgingen, vor die Zeit der weißen Imperien. Er wollte Drake in Kalifornien im Lager überraschen, hilflos, solange das Schiff überholt und repariert wurde. Um ihn zu töten, ihn, den ersten Engländer, der einen Teil der Neuen Welt für England in Besitz nahm. Ihr Haß konzentrierte sich ganz besonders auf die Engländer, denn von allen Kolonialmächten waren sie am stärksten rassenbewußt gewesen. Diejenigen, die sich ihrer Überlegenheit über die Indianer am sichersten gewesen waren. Sie hatten sich nicht mit ihnen vermischt.

Parsons dachte: Sie wollten vor den Engländern dort sein, am Strand, sie wollten ihnen entgegentreten. Sie haben gewartet. Um sie mit gleichen Waffen oder möglicherweise sogar mit überlegenen Waffen niederzuschießen. Sie wollten es zu einem fairen Wettkampf machen – oder zu einem unfairen, aber andersherum.

Wie konnte er ihnen einen Vorwurf machen? Sie waren Jahrhunderte später zurückgekehrt, hatten sich neu gruppiert, um die Kontrolle über ihr Leben zurückzugewinnen. Aber die Erinnerungen waren nicht gestorben. Rache. Um die Verbrechen der Vergangenheit zu ahnden.

Aber Drake – oder ein Zeitgenosse Drakes – hatte zuerst geschossen.

Parsons fand den Weg in den Hauptkorridor allein, in dem die Porträts der Entdecker des sechzehnten Jahrhunderts hingen. Eine Weile studierte er sie. Einer nach dem anderen, dachte er. Drake wäre der erste gewesen und dann – Cortez? Pizarro? Und so weiter, der Reihe nach. Sobald sie mit ihren behelmten Truppen an Land gingen, würden sie ausgelöscht werden ... die Eroberer, die Plünderer und die Piraten. Darauf eingestellt, eine passive, hilflose Bevölkerung vorzufinden, würden sie statt dessen von Angesicht zu Angesicht den berechnenden, intelligenten Nachkommen dieser Bevölkerung gegenüberstehen. Grimmig und bereit. Wartend.

Bestimmt war das eine Art von Gerechtigkeit. Grob und grausam. Aber er konnte seine stillschweigende Sympathie nicht unterdrücken.

Er kehrte zu Drakes Porträt zurück und betrachtete es genauer. Den strengen, sauber geschnittenen Bart. Die hohe Stirn. Runzeln an den äußeren Augenwinkeln. Die kühn gemeißelte Nase. Die

Hand des Engländers zog Parsons Aufmerksamkeit besonders an. Spitz zulaufende, lange Finger, fast feminin. Die Hand eines Seemannes? Eher die Hand eines Edelmannes. Eines Aristokraten. Natürlich war das Porträt idealisiert.

Als er weiterging, entdeckte er ein zweites Porträt, diesmal einen Stich. Darauf war Drakes Haar lockig dargestellt. Und die Augen waren viel größer und dunkler gefärbt. Ziemlich fleischige Wangen. Ein weniger gekonnt gefertigtes Porträt, das aber vielleicht naturgetreuer war. Und auf diesem sahen die Hände sogar klein und schwach aus. Die Hände eines Schiffskapitäns?

Irgend etwas an diesem Porträt kam ihm bekannt vor. Die Konturen des Gesichts. Das lockige Haar. Die Augen.

Er betrachtete das Porträt eine lange Zeit, aber er konnte nicht eindeutig festmachen, was ihm nun bekannt vorkam. Schließlich gab er es widerwillig auf.

Er durchstreifte das gesamte Landhaus, bis er Helmar ausfindig machte. Er fand ihn, wie er sich mit mehreren seiner Brüder beriet, aber bei Parsons Anblick brach Helmar ab.

»Ich würde mir gern etwas ansehen«, begann Parsons.

»Natürlich«, gab Helmar etwas steif zurück.

»Und zwar den Pfeil, den ich aus Coriths Brust herausoperiert habe.«

»Man hat ihn nach unten gebracht«, sagte Helmar. »Ich kann ihn holen lassen, wenn Sie meinen, daß es wichtig ist.«

»Danke«, sagte Parsons. Zwei Diener wurden losgeschickt, und Parsons wartete angespannt. »Haben Sie ihn gründlich untersucht?« fragte er Helmar.

»Wozu?«

Er antwortete nicht. Endlich wurde ihm der Pfeil in einem durchsichtigen Beutel gebracht. Eifrig löste er die Umhüllung ab, setzte sich und betrachtete das Ding.

»Könnte ich meinen Instrumentenkoffer haben?« fragte er gleich darauf.

Wieder eilten die Diener los und kehrten bald darauf mit dem verbeulten grauen Koffer zurück. Parsons öffnete ihn und nahm verschiedene Instrumente heraus; bald hatte er damit begonnen, mikroskopisch kleine Splitter aus dem Pfeilschaft, dann aus den Federn und schließlich auch aus der Feuersteinspitze zu schneiden. Er verwendete Chemikalien aus seinem Vorrat, arrangierte erst eine Versuchsanordnung, dann noch eine. Helmar sah zu. Nach einer Weile erschien Loris. Offenbar war sie gerufen worden.

»Wonach suchst du?« fragte Loris, und ihr Gesicht war noch immer angespannt.

Parsons sagte: »Ich möchte, daß dieser Feuerstein analysiert wird. Aber ich selbst kann das nicht machen.«

»Ich nehme an, wir haben die nötige Ausstattung dafür«, meinte Helmar. »Aber es wird seine Zeit dauern, bis die Ergebnisse vorliegen.«

Etwas mehr als eine Stunde später wurden ihm die Resultate gebracht. Er las den Bericht und gab ihn dann an Loris und Helmar weiter.

Parsons sagte: »Die Federn sind künstlich. Ein Thermoplast. Bei dem Holz handelt es sich um Eibenholz. Die Spitze ist tatsächlich aus Feuerstein, allerdings mit einem Metallwerkzeug zugespitzt, vermutlich mit einem Meißel.«

Sie starrten ihn verwundert an. »Aber wir haben gesehen, wie er gestorben ist«, sagte Loris. »Damals in der Vergangenheit – 1579. In Nova Albion.«

»Wer hat ihn erschossen?« fragte Parsons.

»Wir haben es nie gesehen. Er ist die Klippe hinuntergelaufen und plötzlich gefallen.«

»Dieser Pfeil«, sagte Parsons, »ist weder von den Indianern der

Neuen Welt des sechzehnten Jahrhunderts hergestellt worden, noch hat ihn überhaupt jemand aus diesem Jahrhundert angefertigt. Nach der Substanz zu urteilen, aus der die Federn bestehen, ist er irgendwann nach 1930 hergestellt worden.«

Corith war nicht von jemandem aus der Vergangenheit getötet worden!

12

Es war Abend. Jim Parsons und Loris standen auf dem Balkon des Landhauses und betrachteten die fernen Lichter der Stadt. Die Lichter verlagerten und bewegten sich ununterbrochen. Ein ewig wechselndes Muster, das durch die klare Dunkelheit der Nacht glitzerte und blinkte. Wie künstliche Sterne, dachte Parsons. Und in allen Farben.

»Irgend jemand aus dieser Stadt«, sagte Loris. »Irgend jemand von dort ... eine Person, die zwischen diesen Lichtern lebt, hat diesen Pfeil angefertigt und ihn meinem Vater in die Brust geschossen. Und den zweiten Pfeil auch. Denjenigen, der jetzt in seinem Herz steckt.«

Und wer es auch ist, dachte Parsons, er verfügt über eine Maschinerie, mit der er sich in der Zeit bewegen kann. Vorausgesetzt, diese Leute führen mich nicht in die Irre. Woher weiß ich, ob Corith wirklich 1579 in Nova Albion gestorben ist? Er könnte auch dort unten erschossen worden sein, und die ganze Geschichte könnte eine von diesen Leuten zusammengebastelte Erfindung sein. Aber warum hätten sie sich dann die Mühe machen sollen, einen Arzt aus der Vergangenheit zu holen? Weil sie einen Mann heilen wollen, den sie selbst ermordet haben? »Wenn ihr zweimal dorthin zurückgekehrt seid«, sagte er laut, »zweimal nach seinem ursprünglichen Tod, warum habt ihr dann seinen Angreifer nicht gesehen? Pfeile haben keine große Reichweite.«

»Es ist dort ziemlich felsig«, sagte Loris. »Überall am Strand entlang gibt es Klippen. Und mein Vater ...« Sie zögerte. »Er hat sich abseits gehalten, abgesondert selbst von unseren Leuten. Wir waren direkt über der *Golden Hind* und haben Drake und seine Männer bei der Arbeit beobachtet.«

»Sie haben euch nicht gesehen?«

»Wir haben Kleider dieser Zeit getragen. Pelzummäntel. Und sie waren mit der Arbeit an ihrem kleinen Schiff vollauf beschäftigt. Sie haben sehr eifrig gearbeitet.«

Er sagte: »Ein Pfeil. Kein Musketenschuß.«

»Das konnten wir uns nie erklären«, sagte Loris. »Aber Drake war nicht auf dem Schiff. Er und eine Gruppe seiner Männer waren weggegangen, und das machte die Aufgabe meines Vaters schwieriger. Er mußte warten. Und dann tauchte Drake ein Stück weiter strandabwärts auf und hielt dort eine Art Besprechung ab. Deshalb ist mein Vater in diese Richtung davongeeilt und aus unserer Sicht verschwunden.«

»Womit hätte Corith Drake getötet?«

»Mit einem Energierohr wie diesem.« Sie ging in ihr Zimmer hinein und kehrte mit einer Waffe wieder auf den Balkon zurück, die Parsons mittlerweile schon kannte. Die *Shupos* und auch Stenog waren damit ausgestattet gewesen. Offenbar war dies die Standard-Handwaffe dieses Zeitalters.

»Was hätte seine Mannschaft davon gehalten? Die Männer wußten, was die Indianer für Waffen hatten.«

Loris sagte: »Je geheimnisvoller Drakes Tod für seine Mannschaft war, desto besser. Wir haben uns allein darauf konzentriert, an Drake heranzukommen. Und dafür zu sorgen, ihnen klarzumachen, daß Drake durch die Hand eines roten Mannes gestorben war.«

»Aber wie sollte ihnen das klargemacht werden?«

»Mein Vater wollte sie bluffen; er wollte sich ihnen zeigen – als Indianer. Monatelang hat er an seiner Verkleidung gearbeitet. Wenigstens haben mir das meine Mutter und Großmutter erzählt. Damals war ich natürlich noch nicht geboren. Er hatte ein besonderes Arbeitszimmer mit allen nötigen Werkzeugen und Mate-

rialien dort unten. Er hat seine Vorbereitungen geheimgehalten, selbst vor seiner Mutter und seiner Frau. Vor jedem. In der Tat ...« – ihre Augenbraue zog sich vor Unbehagen kraus, als sie sich erinnerte – »...hat er sein Kostüm erst angezogen, als er dort in Nova Albion angekommen war, das Zeitschiff hinter sich gelassen hatte und allein war. Er behauptete, es sei bereits gefährlich, wenn ihn seine Familie vor der Tat darin sah.«

»Warum?« fragte Parsons.

»Er vertraute niemandem. Nicht einmal Nixina. Das sagen sie jedenfalls. Kommt dir das nicht seltsam vor? Sicher muß er ihnen vertraut haben; er muß seiner Mutter vertraut haben. Aber ...« Unbeholfen fuhr sie fort, die Stirn gefurcht. »Jedenfalls hat er dort unten ganz allein gearbeitet und niemandem etwas gesagt. Wenn ihm jemand Fragen stellte, soll er vor lauter Zorn die widersprüchlichsten Dinge gesagt haben. Und Jepthe sagt, er habe sie mehrmals beschuldigt, ihn zu bespitzeln. Er war davon überzeugt, daß ihn jemand bei der Arbeit beobachtete und versuchen würde, sich zu einem bösen Zweck Zutritt zu seinem Arbeitszimmer zu verschaffen. Deshalb hielt er es natürlich eifersüchtig verschlossen. Er hat sich sogar selbst eingeschlossen, während er dort arbeitete. Ich weiß, daß er der Meinung war, fast jeder sei gegen ihn, besonders die Diener. Er weigerte sich sogar, welche zu beschäftigen.«

Der Mann war praktisch ein Paranoiker, dachte Parsons. Aber das paßte zu dem Gesamtplan, dem Gefühl historischer Ungerechtigkeit und dem Haß. Wie nahe der Idealist mit seiner fanatischen Leidenschaft doch dem Geistesgestörten war!

»Jedenfalls«, sagte Loris, »hatte er vor, sich ihnen schließlich zu präsentieren. Ganz auffällig wollte er sich benehmen, nachdem er Drake umgebracht hatte. Damit die Mannschaft Elizabeth berichtete, die roten Männer hätten Waffen, die denen der Engländer überlegen seien.«

Für ihn war diese Logik verworren. Und doch, was bedeutete das schon? Einzelheiten interessierten sie nicht. Der Gesamtplan, der sie blendete, bestimmte ihr Handeln. Dinge wie beispielsweise die Widersinnigkeit einer im sechzehnten Jahrhundert gebrauchten Handwaffe aus dem fünfundzwanzigsten Jahrhundert kamen ihnen dagegen läppisch vor. Und gewiß wären die Engländer beeindruckt gewesen.

»Warum könnt ihr nicht ohne Corith weitermachen?« fragte er.

Loris sagte: »Weil du nur einen Teil unseres Planes kennst.«

»Und wie sieht der andere Teil aus?«

»Willst du das wirklich wissen? Spielt es eine Rolle?«

»Erzähl es mir«, bat er.

Die Frau neben ihm seufzte und fröstelte in der Nachtluft. »Ich möchte hineingehen«, sagte sie. »Die Dunkelheit ... sie depressiert mich. In Ordnung?«

Zusammen verließen sie den Balkon und traten in Loris' Apartment.

Dies war das erstemal, daß Parsons hierher eingeladen worden war. Auf der Schwelle hielt er an. Durch eine halb geöffnete Schranktür sah er die undeutlichen Umrisse der Kleider einer Frau. Roben und Gewänder. Pantoffeln. Und auf der anderen Seite des Raumes lagen Satindecken auf dem breiten Bett. Es gab üppige weinfarbene Vorhänge und einen dicken, bunten Teppich, den er sofort als aus der Vergangenheit des Nahen Ostens gestohlen identifizierte. Da hatte jemand den Zeitbagger ganz zu seinem persönlichen Vorteil benutzt und das Apartment in ausgezeichnetem Geschmack möbliert.

Loris setzte sich in einen Lehnstuhl, und Parsons blieb dicht hinter ihr stehen und legte die Hände auf ihre warmen, glatten Schultern. »Erzähl mir den Teil des Planes, den ich nicht kenne«, sagte er. »Und von deinem Vater.«

Loris wandte ihm weiterhin den Rücken zu, als sie sagte: »Du weißt, daß alle Männer sterilisiert sind.« Sie hob den Kopf und schüttelte ihre schwarze Haarmähne zur Seite. »Und du weißt, daß Corith das nicht ist. Wie könnte ich sonst existieren?«

»Stimmt«, sagte er.

»Nixina, meine Großmutter, war vor Jahrzehnten, zu ihrer Zeit, die Mutter Oberin. Sie hat es geschafft, ihn vor den Sterilisationsprozeduren zu bewahren. Es war fast unmöglich, weil sie so sorgfältig sind. Aber sie brachte es fertig, und er wurde fortan in den Listen als sterilisiert geführt.« Unter seinen Händen zitterte ihr Körper. »Die Frauen sind nicht sterilisiert, wie du weißt. Deshalb gab es keine Schwierigkeiten, als er sich mit meiner Mutter Jepthe paarte. Die Vereinigung fand hier statt, im geheimen. Dann wurde die befruchtete Eizelle in Vereisung zum großen Hauptquell gebracht und dem Seelenquader anvertraut. Zu dieser Zeit war Jepthe die Mutter Oberin, verstehst du? Sie hat die Zygote separat gehalten, bis sie sich zum Fötus entwickelt hatte ... in der Tat während ihrer ganzen Entwicklung zum Embryo und schließlich bis zur Geburt.«

»Und so ist es auch mit dem Rest deiner Familie gemacht worden?«

»Ja. Etwa mein Bruder Helmar. Aber ...« Jetzt stand sie aus ihrem Sessel auf und entfernte sich von ihm. »Verstehst du, sie haben es geschafft, alle männlichen Nachkommen Coriths zu sterilisieren. Er ist der einzige, der ihnen entgangen ist.« Jetzt war sie still.

Parsons sagte: »Dann seid ihr zur weiteren Vermehrung eurer Familie von Corith abhängig.«

Die Frau nickte.

»Du eingeschlossen. Wenn du weitermachen willst.«

»Ja«, antwortete sie. »Aber das ist jetzt nicht wichtig.«

»Warum war es überhaupt je wichtig? Was habt ihr mit dieser

Familie vorgehabt?«

Sie hob den Kopf und trat Parsons stolz entgegen. »Wir sind nicht wie die anderen, Doktor. Nixina hat uns versichert, sie sei eine vollblütige Irokesen-Indianerin. Wir sind praktisch reinrassig. Ist dir das nicht aufgefallen?« Sie legte die Hand an die Wange. »Sieh dir mein Gesicht an. Meine Haut. Meinst du nicht, daß es stimmt?«

»Vielleicht«, sagte er. »Aber es wäre fast unmöglich, das zu beweisen. Eine derartige Behauptung – sie klingt eher mystisch als sachlich.«

»Ich ziehe es vor, sie zu glauben«, sagte sie. »Gewiß ist sie dem Sinn nach wahr. Wir sind die geistigen Erben, ihre Blutsbrüder in jeder Hinsicht und in allen bedeutsamen Empfindungen. Auch wenn es nur ein Mythos ist.«

Parsons streckte die Hand aus und berührte ihren Unterkiefer, den festen Knochenrand. Sie wich nicht zurück und protestierte auch nicht.

»Wir werden folgendes tun«, sagte sie, ihr Gesicht dicht vor seinem, so daß ihr Atem seinen Mund berührte. »Wir hatten vor, deinen Ahnen zuvorzukommen, Doktor. Leider hat das nicht funktioniert. Aber wenn wir erfolgreich gewesen wären, wenn wir in der Lage gewesen wären, die weißen Abenteurer und Piraten zu töten, die in die Neue Welt gekommen sind und dort Brückenköpfe eingerichtet haben, dann hätten wir unseren Stamm dort angesiedelt – uns! Was hältst du davon?« Ein spöttisches Lächeln erschien auf ihren Lippen.

»Meinst du das ernst?« fragte er.

»Natürlich.«

»Dann hättet ihr als die Vorhut der Zivilisation fungiert – an Stelle der elisabethanischen und spanischen Edelleute und der holländischen Händler.«

Darauf antwortete sie mit tiefer Ernsthaftigkeit: »Und es wären keine Herren über Sklaven gewesen. Es wäre nicht zur Vorherrschaft einer Rasse über eine andere gekommen. Eine natürliche Beziehung hätte sich ergeben: *Die Zukunft, die die Vergangenheit leitet.*

Er dachte: Ja, es wäre humaner gewesen. Keine Stämme, die ausgelöscht wurden, keine Konzentrationslager – die man beschönigend ›Reservationen‹ nannte. Zu schade, dachte er. Und er fühlte echtes Bedauern.

»Es tut dir leid«, sagte sie und blickte ihn an. »Und du bist weiß. Wie eigenartig.« Das schien sie zu verwirren. »Du identifizierst dich nicht mit diesen Eroberern, nicht wahr? Und doch haben sie eure Zivilisation errichtet. Wir haben dich aus dem späteren Teil dieser Welt herausgefischt.«

»Ich habe auch keine Hexen verbrannt. Und die vielen anderen Dinge dieser Art haben genausowenig meine Sympathie. Sind etwa alle Weißen gleich?« gab Parsons zurück.

»Nein«, sagte sie. Aber sie gab sich jetzt kälter. Die Freundlichkeit war verschwunden. Sie glitt unter seinen Händen weg. Ganz plötzlich hatte sie ihn verlassen und ging davon.

Er folgte ihr, packte sie, drehte sie zu sich herum und küßte sie. Ihre dunklen und geheimnisvollen Augen blickten ihn an. Aber sie versuchte nicht, sich ihm zu entziehen.

»Du hast dagegen protestiert«, sagte sie, als er sie losließ, »daß wir dich deiner Frau entführt haben.« Sie sagte es voller Feindseligkeit.

Es fiel ihm schwer, sich zu verteidigen, deshalb sagte er nichts.

»Tja«, sagte sie. »Es ist ohnehin absurd. Du wirst zurückkehren, ob nun eine Frau auf dich wartet oder nicht.«

»Und du bist eine vollblütige Indianerin, und ich bin weiß«, fügte er ironisch hinzu.

Sie sagte mit ruhiger Stimme: »Mach dich nicht über mich lustig, Doktor. Ich bin keine Fanatikerin. Wir verachten dich nicht.«

»Seht ihr in mir einen Menschen?«

»Oh, wenn man dich schneidet, blutest du eindeutig«, erwiderte sie und lachte – und das nicht einmal unfreundlich. Darauf mußte auch er lächeln. Plötzlich schlang sie die Arme um ihn und drückte ihn mit erstaunlicher Kraft. »Nun, Doktor«, meinte sie, »willst du mein Liebhaber sein? Entschließe dich.«

Knapp sagte er: »Vergiß nicht, ich bin nicht steril.«

»Das ist kein Problem für mich. Ich bin die Mutter Oberin. Ich habe zu jedem Teil des Quells Zugang. Wir haben unsere geregelte Prozedur. Wenn ich schwanger werde, kann ich die befruchtete Eizelle in den Seelenquader einbringen und ...« – sie machte eine Geste der Resignation – »... schwupp. Für immer verschwunden. In der Rasse untergegangen.«

»Gut, also dann«, sagte er.

Sofort riß sie sich von ihm los. »Wer hat gesagt, daß du mein Liebhaber sein könntest? Habe ich dir die Erlaubnis gegeben? Ich war nur neugierig.« Sie wich vor ihm zurück, das hübsche Gesicht strahlte vor Fröhlichkeit. »Du willst sowieso keine dicke Squaw.«

Er war schnell, und er fing sie. »Doch«, sagte er.

Später, als sie in der Dunkelheit Seite an Seite lagen, flüsterte Loris: »Gibt es noch etwas, was du willst?«

Parsons hatte sich eine Zigarette angezündet. Er rauchte schweigend, dachte nach und sagte dann:

»Ja, das gibt es.«

Die Frau neben ihm rollte sich näher heran, schmiegte sich an ihn und sagte: »Was ist es?«

»Ich möchte in die Vergangenheit gehen und seinen Tod sehen«, erklärte er.

»Den Tod meines Vaters? Zurück nach Nova Albion?« Sie setzte

sich auf, wobei sie ihre langen, aufgelösten Haare aus dem Gesicht wischte.

»Ich möchte dabei sein«, sagte er ruhig.

Trotz der Dunkelheit konnte er fühlen, wie sie ihn anstarrte. Und er konnte ihren Atem hören, das lange, unregelmäßige Einatmen und dann den Strom, mit dem sie ausatmete. »Wir haben nicht die Absicht, es noch einmal zu versuchen«, murmelte sie. Jetzt glitt sie aus dem Bett, trippelte im Dunkeln barfuß umher und suchte nach ihrer Robe. Als Silhouette stand sie vor dem schwachen Licht des Fensters, knöpfte die Robe zu und band die Schärpe.

»Versuchen wir es«, sagte er.

Sie antwortete nicht. Aber er wußte intuitiv und mit völliger Gewißheit, daß sie es versuchen würden.

Gegen Morgen, als draußen das erste trübe Grau erschien und durch die Vorhänge in das Apartment hereinspähte, saßen sich Loris und er an einem kleinen Tisch mit Glasplatte gegenüber, auf dem eine Kaffeekanne aus rostfreiem Stahl, Porzellantassen und -untertassen und ein überquellender Aschenbecher standen. Mit etwas müdem Gesicht, aber trotzdem noch energisch und vital, sagte Loris:

»Weißt du, deine Bereitschaft, dies zu tun ... Dein Wunsch, dies zu tun ... Er hat mich verwirrt, und ich habe über unseren ganzen Plan nachgedacht.« Rauch wehte von ihren Lippen. Sie legte die Zigarette ab und rieb ihren Hals. »Ich frage mich, ob wir recht hatten. Fast zu spät, sich das zu fragen, nicht wahr?«

»Ein Paradoxon«, sagte er.

»Ja. Wir können die Weißen ausrotten, indem wir einen Weißen dazu bringen, uns zu helfen. Aber das war uns schon klar, als wir damit begannen, dich zu beobachten.«

»Aber zu der Zeit habt ihr nur vorgehabt, von meinem spezi-

ellen Talent Gebrauch zu machen. Jetzt ...« Was war es jetzt? Er dachte: mehr die ganze Person. Ich als Individuum, nicht als Arzt. Die Person, nicht das Können. Weil ich das hier wissentlich tue. Absichtlich. Im vollen Bewußtsein des Sachverhalts.

Das ist meine Entscheidung.

»Ich möchte dich etwas fragen«, sagte er. »Angenommen, ihr habt Erfolg. Würde das nicht die ganze Geschichte ändern? Würde Drakes Tod nicht uns alle auslöschen – Produkte eines Vorganges, der Drake umfaßt? Dich, mich, jeden einzelnen von uns.«

»Weißt du«, sagte Loris, »wir kennen uns mit diesen massiven Paradoxen immerhin einigermaßen aus. Seit der Zeit meines Vaters hat es ein ständiges Experimentieren mit den Ergebnissen der Vergangenheits-Veränderungen gegeben, um genau festzustellen, wie der historische Prozeß verläuft, wenn eine Veränderung – selbst eine winzige – vorgenommen wird. Die allgemeine Tendenz geht dahin, daß sich der riesige, träge Zeitstrom selbst reinigt. Daß er eine Art Ausgleich schafft. Es ist nahezu unmöglich, auf die ferne Zukunft einzuwirken ... Wie Steine, die man in den Fluß wirft ... eine Reihe von kleinen Wellen, die schließlich vergehen. Wenn wir unseren Plan verwirklichen wollen, müssen wir es schaffen, fünfzehn oder sechzehn bedeutende historische Persönlichkeiten umzubringen. Aber auch dann beenden wir die europäische Zivilisation nicht. Wir ändern sie nicht grundlegend. Es wird immer noch Telefone und Motorfahrzeuge und Voltaire geben – nehmen wir jedenfalls an.«

»Aber ihr seid nicht sicher.«

»Wie könnten wir das sein? Wir haben Grund zu glauben, daß im allgemeinen dieselben Personen, die jetzt existieren, auch dann noch existieren werden, nachdem unser Plan durchgeführt ist. Ihr Zustand, ihr Status – das mag verändert sein. Wenn man zurückschaut, werden die Zustände beeinflusbarer, je näher man dem

ursprünglichen Zeitpunkt kommt. Das sechzehnte Jahrhundert wird vollkommen anders sein. Das siebzehnte nicht so total, aber immerhin noch erheblich. Das achtzehnte wird zwar anders, aber noch erkennbar sein. So stellen wir uns das wenigstens vor. Wir können uns täuschen. Beim Manipulieren der Geschichte ist eine Menge Raterie im Spiel. Aber ...« Ihre Stimme wurde hart. »Wir waren so oft in der Vergangenheit, und trotzdem waren wir bisher nicht in der Lage, überhaupt eine Veränderung zu bewirken. Unser Problem liegt nicht darin, daß wir riskieren, die Gegenwart zu verändern, sondern daß wir unfähig sind, überhaupt etwas zu verändern.«

»Es ist möglich«, sagte Parsons, »daß sie gar nicht geändert werden kann. Daß das Paradoxon jede Einmischung in die Vergangenheit verhindert – schon von der Definition her.«

»Das kann durchaus sein. Aber wir wollen es wenigstens versuchen.« Sie zeigte mit einem kupferfarbenen, schlanken Finger auf ihn. »Du mußt dein Paradoxon zu seinem logischen Schluß führen. Wenn wir uns selbst beseitigen, indem wir in der Vergangenheit Erfolg haben, dann wird der Handelnde, der die Vergangenheit ändert, aufhören zu existieren – folglich wird es eine Änderung erst gar nicht geben. Das Schlimmste, was passieren kann, ist, daß wir dort enden, wo wir jetzt sind: unfähig, von der Stelle zu bewegen, was bereits geschehen ist.«

Er mußte zugeben, daß ihre Argumentation schlüssig war.

Es gibt einfach keine vollständige Theorie über die Zeit, stellte er fest. Keine Hypothese, aufgrund der man Ergebnisse vorherbestimmen konnte.

Es gab nur Experimente – und Rätselraten.

Aber Milliarden Menschenleben, dachte er, ganze Zivilisationen hängen davon ab, wie genau diese Leute raten. Wäre es da nicht besser, keine weiteren Manipulationsversuche mehr zu ris-

kieren? Sollte ich nicht, um der Jahrhunderte menschlicher Leistungen und Leiden willen, von Nova Albion und dem Jahr 1579 wegbleiben?

Aber er hatte da eine Theorie. Eine Theorie, die ihm in den Sinn gekommen war, als er die Plastikfedern des Pfeils gesehen hatte.

Genaugenommen eine Theorie, die ihm eingefallen war, als er in dem Stich von Sir Francis Drake etwas Bekanntes festgestellt hatte.

Die Manipulation war bereits erfolgt. Das war seine Theorie. Und wenn er in der Vergangenheit war, dann würde er einfach nur beobachten und nichts verändern. Man hatte bis zum Geht-nicht-mehr an der Vergangenheit herumgebastelt, aber keiner von ihnen, weder Loris noch Corith, hatte es erkannt.

Das Porträt von Drake würde, wenn man die Haut verdunkelte sowie den Bart und den Schnauzer entfernte, ganz wie ein Porträt von Al Stenog aussehen.

13

Die alte, gebrechliche Gestalt saß unter einer schweren Wolldecke zusammengekauert im Rollstuhl. Zuerst schien sich Nixina seiner nicht bewußt zu sein. Er stand in der Türöffnung und wartete. Dann öffneten sich die Augen endlich. Aus den Tiefen schwamm ein Bruchstück von Persönlichkeit empor; dort, in ihrem Mienenspiel, sah er das Bewußtsein, das Aus-dem-Schlaf-in-die-Wirklichkeit-kommen. Für sie, in ihrem Alter, war der Schlaf immerwährend und natürlich, und er endete nur in ungewöhnlichen Momenten. Und bald würde er niemals mehr enden.

»Madam«, sprach er.

Neben ihm sagte ein bewaffneter Diener: »Denken Sie daran, sie ist taub. Gehen Sie näher, dann wird sie von Ihren Lippen ablesen können.«

Das tat er.

»Sie werden es also wieder versuchen«, sagte Nixina. Ihre Stimme war ein trockenes, krächzendes Flüstern.

»Ja«, antwortete er.

»Haben Sie gewußt«, flüsterte sie, »daß ich bei den anderen Unternehmungen dabei war?«

Er konnte es kaum glauben. Bestimmt war die Anstrengung ...

»Ich habe vor, auch dieses Mal mitzukommen«, teilte sie ihm mit. »Es ist mein Sohn, erinnern Sie sich?« Ihre Stimme gewann plötzlich an Kraft. »Wenn ihn irgend jemand schützen kann, dann bin ich das, meinen Sie nicht auch?«

Es gab nichts, was er darauf sagen konnte.

»Helmar hat mir einen besonderen Stuhl gebaut«, sagte sie, und in ihrem Tonfall hörte er etwas, das ihm eine ganze Menge sagte. Er hörte Autorität.

Sie war nicht immer alt gewesen. Einst war sie jung, nicht blind und nicht taub und nicht gebrechlich. Diese Frau war für alle anderen der Motor. Sie erlaubte ihnen nicht aufzuhören, würde es ihnen nie erlauben. Solange sie lebte, würde sie dafür sorgen, daß sie ihrer Mission treu blieben. So wie sie auch bei ihrem Sohn dafür gesorgt hatte, daß er seiner Mission treu blieb – bis zum Augenblick seines Todes.

Jetzt sank ihre Stimme in das angestrengte Flüstern zurück. »Deshalb«, fuhr sie fort, »werde ich vollkommen sicher sein. Ich habe nicht vor, mich in das einzumischen, was Sie tun werden.« Traurig fragte sie: »Würde es Ihnen etwas ausmachen ... Können Sie mir sagen, was Sie zu tun gedenken? Man sagt, Sie haben eine Idee, die nützlich sein könnte.«

»Das hoffe ich«, erwiderte er. »Aber ich weiß es nicht.« Dann schwieg er. Eigentlich gab es nichts, was er ihr sagen konnte. Alles war so hypothetisch.

Die müden Lippen bewegten sich. »Ich werde meinen Sohn lebend sehen«, sagte sie. »Er läuft die Klippe entlang. Da ist diese Waffe in seiner Hand ... Er geht, um diesen Mann zu töten ...« Haß und Abscheu erfüllten ihre Stimme. »Diesen *Entdecker*.« Lächelnd schloß sie die Augen und verfiel unmerklich wieder in Schlaf. Die Energie, die Autorität waren versiegt. Sie konnten jetzt nicht mehr aufrechterhalten werden.

Parsons wartete noch ein paar Sekunden ab, dann schlich er auf Zehenspitzen davon und verließ das Zimmer.

Draußen begegnete ihm Loris. »Sie ist eine unglaubliche starke Persönlichkeit«, murmelte er, noch ganz unter ihrem Bann.

»Du hast es ihr gesagt?« fragte Loris.

»Es gab verdammt wenig zu sagen«, brummte er und fühlte sich nutzlos. »Außer, daß ich in die Vergangenheit gehen will.«

»Wird sie versuchen, auch dieses Mal wieder mitzukommen?«

»Ja«, sagte er.

»Dann werden wir ihr diesen Wunsch erfüllen müssen. Niemand widersetzt sich ihrem Entschluß. Du kennst sie jetzt, du hast ihre Kraft gespürt.« Loris hob in bitterer Resignation die Hände. »Du kannst ihr keinen Vorwurf machen. Wir alle wollen ihn sehen, ich, Jephthe, die alte Dame ... Wir bekommen diese eine Sekunde und sehen ihn in all seiner Lebendigkeit, wie er mit diesem Energierohr die Klippe entlangrennt. Und dann ...« Sie fröstelte.

Parsons dachte: Aber es ist schwer, für einen Mann Mitleid zu empfinden, der einen Mord im Sinn hatte. Schließlich war Corith dort unterwegs, weil er töten wollte.

Andererseits hatte Drake unzweifelhaft eine große Anzahl schwer gepanzerter spanischer Soldaten über Bord geworfen und damit gnadenlos ertränkt; vom Gewicht ihrer Rüstungen in die Tiefe gezogen, hatten diese Männer keine Chance gehabt. Drake war für sie nichts als ein Pirat. Und in gewissem Sinne hatten sie recht.

»Wir sind mit unseren Start-Vorbereitungen gut vorangekommen«, sagte Loris, als sie nebeneinander den Korridor entlanggingen. »Wir haben mittlerweile mehr Erfahrung.« Ihre Stimme war voller Verzweiflung. »Willst du es sehen?«

Dieses Mal war ihm erlaubt, in die unterirdischen Stockwerke hinunterzusteigen. Endlich hatte man ihn in alle Geheimnisse des Wolfs-Clans eingeweiht; nichts war ausgespart worden.

»Du wirst es schwerer haben als wir«, sagte Loris, als sie aus dem Aufzug traten. »Hinsichtlich der Veränderung deiner äußeren Erscheinung. Wegen deiner weißen Haut. Bei uns ist es nur eine Frage des Kostüms. Und natürlich müssen wir unsere Ausrüstung außer Sicht halten.«

Vor ihnen stand eine Gruppe von Männern und Frauen, die Pelze und Mokassins trugen. Es fiel schwer, die Tatsache zu akzep-

tieren, daß so primitiv aussehende Leute allein durch Schminke und Kostüme derart zurechtgemacht worden waren. Mit einem Schock erkannte er Helmar inmitten dieser Gruppe. Ihre Gesichter waren finster, die Haare zurückgeflochten, ihr ganzes Äußeres war von bedrohlichem, kriegsmäßigem Zuschnitt, und sie verbreiteten eine Atmosphäre von Wut und Mißtrauen um sich herum. Eine Illusion, entschied er, durch ihre Kostümierung hervorgerufen.

Das wie poliert wirkende Rot ihrer Haut leuchtete in dem Kunstlicht, das in all diesen unterirdischen Räumen vorherrschte. Das war natürlich, dieses feine, eindrucksvolle Rot. Er blickte auf seine Arme hinunter. Wie anders er sich fühlte, verglichen mit ihnen ... was für ein Kontrast.

»Das wird schon in Ordnung gehen«, sagte Loris. »Wir haben Färbemittel.«

»Ich habe meine eigenen«, sagte er. »In meinem Instrumentenkoffer.«

In einem Nebenraum allein, zog er sich nackt aus. Dieses Mal rieb er den ganzen Körper mit dem Farbstoff ein und ließ den verräterischen Bereich des Unterkörpers nicht mehr weiß, wie er das bei seiner letzten Verwandlung getan hatte. Dann färbte er mit Hilfe mehrerer Diener sein Haar schwarz.

»Das reicht nicht«, meinte Loris, als sie das Zimmer betrat.

Erschrocken gab er von sich: »Ich habe nichts an.« Er stand splitternackt da, das rötliche Färbemittel trocknete auf seiner Haut, und die Diener flochten ihm künstliches Haar in sein eigenes, um ihm Länge zu geben. Loris kümmerte sich nicht um seine Blöße.

»Du mußt an deine Augen denken«, sagte sie. »Sie sind blau.«

Dem wurde mit Kontaktlinsen abgeholfen, die seinen Pupillen eine dunkelbraune Färbung gaben.

»Jetzt sieh dich im Spiegel an«, sagte Loris. Vor ihm wurde ein mannsgroßer Spiegel aufgestellt, und Parsons betrachtete sich

darin. Mittlerweile machten sich die Diener daran, ihn in die Pelze zu hüllen. Loris sah kritisch zu und sorgte dafür, daß ihm jedes Kleidungsstück peinlich korrekt angelegt wurde.

»Zufrieden?« erkundigte er sich. Der Mann im Spiegel bewegte sich, wenn er sich bewegte; er hatte Mühe, dieses Bild als seines zu akzeptieren, diesen finster blickenden Krieger mit nackten Armen, nackten Beinen, mit der kupferfarbenen Haut und den glänzenden, ungeschnittenen Haaren, die ihm weit übers Genick hinabfielen.

»Fein«, kommentierte Loris. »Es ist nicht notwendig, daß wir authentisch aussehen, wir müssen nur für die Engländer des sechzehnten Jahrhunderts in deren stereotypes Bild von einem Indianer passen – sie sind diejenigen, die wir täuschen müssen. Sie haben hier und dort auf den Klippen mehrere Späher postiert, die ihr kielgelegtes Schiff bewachen.«

»Wie steht es mit den Beziehungen zwischen Drakes Mannschaft und den einheimischen Indianern?« fragte Parsons.

»Offenbar gut. Er hat nach Herzenslust spanische Schiffe geplündert, und dementsprechend gibt es eine Menge wertvoller Güter an Bord – es besteht keine Notwendigkeit, die Umgebung heimzusuchen. Für ihn und seine Männer hat die kalifornische Küste keinen Wert; er ist nur dort, weil er, nachdem er die spanischen Schiffe vor Chile und Peru erfolgreich gekapert hat, nach Norden gesegelt ist, um dort eine Passage in den Atlantik zu suchen.«

»Mit anderen Worten also«, sagte Parsons, »ist er nicht als Eroberer dort. Wenigstens nicht als Feind der Indianer. Es waren andere Weiße, auf die er Jagd gemacht hat.«

»Ja«, gab sie zu. »Und jetzt, da wir alle bereit sind, glaube ich, daß wir besser zu den anderen zurückgehen sollten.«

Als sie zu der Gruppe zurückgingen, fragte Loris: »Bist du mit den Kontrollen unseres Zeitschiffes genügend vertraut, damit du

es im Notfall steuern kannst?«

»Das hoffe ich«, erwiderte er.

Loris sagte: »Du kannst in Nova Albion getötet werden.«

»Ja«, murmelte er und dachte an die leblose Gestalt, die lautlos und unveränderlich in der Vereisungsflüssigkeit schwebte. Und wenn irgend etwas falsch läuft, dachte er, wenn wir nicht mehr in der Lage sind, in die Jetztzeit zurückzukehren ...

Wir würden Abalonen und Muscheln sammeln. Von Wapitis und Wild und Geflügel leben.

Diese Leute konnten wohl die Tugenden der indianischen Kultur rühmen, aber bestimmt waren sie unfähig, sie zu ertragen. Mit einem unheimlichen Gefühl dachte er: Wahrscheinlich würden sie versuchen, mit Drakes Leuten nach England zurückzukehren.

Und ich auch, dachte er.

Die ›Plate of Brasse‹, die Drakes Männer vor der kalifornischen Küste zurückgelassen hatten, war vierzig Meilen nördlich der Bucht von San Franzisko gefunden worden. Die *Golden Hind* war vor einem beträchtlichen Teil dieser Küste gekreuzt, bevor Drake, ein erfahrener und vorausblickender Seemann, einen Hafen gefunden hatte, der seinen Anforderungen genügte. Die morschen Planken des Schiffes mußten repariert oder ersetzt, die Kielseite für die Reise durch den Pazifik und zurück nach England abgeflämmt werden. Mit ungeheuren Schätzen war dieses Schiff beladen, genug, um die Wirtschaft des Heimatlandes zu verändern. Um die Sicherheit seiner Männer und des Schiffes während des Kiellegens zu gewährleisten, brauchte Drake einen Hafen, der ihm so viel Abgeschiedenheit und Freiheit wie möglich bot. Und schließlich fand er diesen Hafen, eine Bucht mit weißen Klippen und Nebel, der Sussex-Küste, die er so gut kannte, sehr ähnlich.

Das Schiff wurde in den Estero gebracht, seine Fracht ausgeladen, und dann begann das Kiellegen.

Mehrere Meilen von dem Estero entfernt stand Jim Parsons auf der Klippe und beobachtete die Arbeiten durch einen hochempfindlichen Prismenfeldstecher.

Von dem Schiff hingen Taue ins Wasser herunter, wo sie an tief in den Grund getriebenen Pfählen befestigt waren. Das Schiff lag wie ein auf den Strand gespültes, verletztes Tier auf der Seite, hilflos und unfähig, in sein Element zurückzugelangen. Draußen im Wasser kontrollierten mehrere Haspeln die Neigung des Schiffes. Die Seeleute, die damit beschäftigt waren, verfaulte Planken zu ersetzen, standen auf einer hölzernen Plattform, die sie bei Flut über dem Wasserspiegel hielt. Durch den Feldstecher sah Parsons sie arbeiten, Töpfe voller Teer oder Pech standen bereit, Feuer schwelte darunter, und die Männer verstrichen den Teer mit Hilfe von besenartigen Stangen auf der Unterseite des Schiffes. Sie trugen hochgekrempelte Stoffhosen und -hemden, die zu einem hellen Blau verwaschen waren. In der warmen Mittagssonne schimmerte ihr Haar gelb.

Die fernen, schwachen Laute ihrer Stimmen wehten an Parsons Ohren. Von Drake selbst war keine Spur zu entdecken.

Während Parsons den Estero überblickte, versuchte er sich daran zu erinnern, was in seiner Eigenzeit aus dieser Gegend geworden war. Ein Teilabschnitt von Reihenhäusern namens Oko Village, nach dem Makler aus dem zwanzigsten Jahrhundert benannt, der es finanziert hatte. Und ein Erholungsgebiet am Meer – private Strände und Boote.

»Wo ist Drake?« fragte er und kniete sich neben Helmar, Loris und den anderen in ihren Pelzumhängen nieder.

»In einem Dingi irgendwo unterwegs«, sagte Helmar. »Auf Erkundung.«

Hinter ihnen war das Zeitschiff zwischen Bäumen versteckt worden, verdeckt von Gestrüpp und Ästen, so daß sein metallenes Äußeres nicht auffiel. Als Parsons jetzt dorthin zurückblickte, sah er, daß man die alte Frau in ihrem Stuhl herausbrachte. Ihre Tochter Jepthe, die Frau ihres Sohnes, war bei ihr. Die alte Frau war in einen schwarzen Wollmantel gehüllt und beschwerte sich mit schriller, verdrießlicher Stimme, als der Stuhl über den unebenen Boden holperte.

»Kann sie nicht leiser sein?« fragte er Loris halblaut.

»Das hier regt sie auf«, erwiderte sie. »Sie hören es nicht. Der Schall weht hier herauf, weil er vom Wasser und von den Klippen reflektiert wird. Sie weiß, daß sie vorsichtig sein muß.«

Als sich die alte Frau in ihrem Rollstuhl dem Klippenrand näherte, wurde sie still.

»Was sollen wir jetzt tun?« wandte sich Loris an Parsons.

Er sagte: »Ich weiß es nicht.« Er wußte nicht einmal, was er selbst tun sollte. Wenn es ihm gelang, Drake zu entdecken ... »Ihr seid sicher, daß er nicht an Bord des Schiffes ist?« fragte er.

Helmar sagte mit einem sardonischen Lippenzucken: »Sehen Sie die Klippe entlang.«

Parsons drehte sich herum, hob das Glas wieder an die Augen und sah zwischen den Felsen verborgen eine kleine Gruppe von Gestalten. Rote Arme, glänzendes, schwarzes Haar, das graue Fell ihrer Bekleidung. Sowohl Männer als auch Frauen.

»Wir selbst«, sagte Helmar heiser. »Das letzte Mal.«

Durch das Fernglas sah Parsons, wie sich eine Frau vorsichtig erhob, eine beeindruckend gebaute Frau, deren Hals in der Hitze glänzte. Sie drehte den Kopf herum, und er erkannte Loris.

Und weiter entfernt, ebenfalls an einem Felsenabhang, kauerte eine weitere Gruppe. Durch das Glas identifizierte er wieder Loris, und auch Helmar und die anderen waren bei ihr. Weiter konnte er

nicht sehen. »Wo ist dein Vater?« fragte er Loris.

»Er hat Nixina und Jepthe beim Zeitschiff verlassen«, sagte sie tonlos. »Während er die Klippe entlangging, sollte sie dort warten. Eine lange Zeit verloren sie ihn aus den Augen. Als er wieder auftauchte, trug er sein Kostüm und hatte ein Drittel des Klippenabhangs hinter sich gebracht. Er verschwand hinter ein paar Felsen, und dann ...« Ihre Stimme brach. Gleich darauf fuhr sie fort: »Jedenfalls sahen sie ihn für eine kurze Sekunde lang aufspringen und dann mit einem Schrei kopfüber umkippen. Ob ihn der Pfeil in diesem Augenblick bereits getroffen hatte, wissen wir nicht. Als nächstes sahen sie ihn hangabwärts rollen, bis er an einem Gestrüpp hängenblieb, das aus der Klippenwand rankte. Sie eilten zum Abgrund und schafften es, zu ihm hinunterzuklettern. Und als sie ihn endlich erreichten, sahen sie den Pfeil, der in seinem Herz steckte.«

Sie unterbrach ihren Bericht, und Helmar führte ihn zu Ende: »Außer unserem Vater sahen sie niemanden. Aber natürlich waren sie zu sehr damit beschäftigt, das Schiff nahe genug heranzumännövrieren, um ihn an Bord bringen zu können. Mit viel Glück gelang es ihnen, das Schiff auf dem Klippenhang zu landen, und sie unterstützten dieses Manöver, indem sie die Düsen zündeten, bis sie ihn schließlich in Sicherheit gebracht hatten.«

»War er tot?« fragte Parsons.

»Er lag im Sterben«, sagte sie nüchtern. »Er hat noch mehrere Minuten lang gelebt, aber er war nicht mehr bei Bewußtsein.«

Loris berührte Parsons Arm. »Sieh noch einmal hinunter.«

Wieder betrachtete er den Estero tief unten.

Ein kleines Boot mit fünf Männern darin war jetzt auf der anderen Seite des kielgelegten Schiffes zu sehen. Gleichmäßig zog es dahin, von vier Männern mit langen Rudern gepullt. Der fünfte Mann, ein Bartträger, hielt einen Metallgegenstand in der Hand.

Parsons sah ihn in der Sonne blinken.

Dieser Mann war Drake.

Ja, dachte Parsons, aber ist es Stenog? Er sah nur den Kopf, den Bart, die Kleider des Mannes, das Gesicht war verdeckt, und auf diese Entfernung wären sowieso keine weiteren Einzelheiten erkennbar gewesen. Wenn es Stenog ist, sagte er sich, dann ist das hier eine Falle, ein Täuschungsmanöver. Sie erwarten uns, und sie haben Waffen, die den unseren ebenbürtig sind.

»Wie sieht ihre Bewaffnung aus?« fragte er.

Loris sagte: »Uns ist natürlich klar, daß sie Entermesser tragen. Und sie haben Drehschloßgewehre oder möglicherweise die älteren Luntenschloßgewehre. Es ist auch möglich, daß ein paar Flinten Spiralzüge im Lauf haben, aber das ist nur eine Vermutung. Jedenfalls können sie auf diese Distanz unmöglich treffen. Dann wären da noch ein paar Kanonen, die vom Schiff geholt worden sind – oder besser: Wir nehmen an, daß es sie gibt. Am Strand haben wir sie allerdings nirgends gesehen, und wenn sie noch an Bord des Schiffes sind, so können sie gewiß nicht abgefeuert werden. Nicht solange das Schiff auf der Seite liegt. Sie haben alles Erdenkliche heruntergeholt und das Schiff erleichtert, damit es so wenig wie möglich Wasser ziehen kann. Aber wie auch immer – sie haben noch nie auf uns geschossen, weder mit Handfeuerwaffen noch mit einer Kanone.«

Das brauchen sie auch nicht, dachte Parsons. Wenigstens nicht mit den Waffen, die Loris bei ihnen vermutet. Laut sagte er: »Also ist Corith in der Annahme die Klippe hinuntergestiegen, er sei nicht in Gefahr.«

»Ja«, sagte sie. »Und Drakes Männer würden wohl kaum eine indianische Waffe benutzen, oder?« Zweifel und Verwirrung zitterten in ihrer Stimme und waren gleichzeitig auch in ihrem Gesicht zu sehen. Diese Katastrophe ergab für sie keinen Sinn, nach wie

vor überstieg sie ihr Begriffsvermögen. Mit den Informationen, die sie hatten, konnten sie nicht damit klarkommen. »Und warum sollte ein Eingeborener ihn töten?« fragte Loris.

Unter ihnen hatte das kleine Boot von der *Golden Hind* abgelegt und glitt allmählich nach Süden, in ihre Richtung. Bald würde es direkt unterhalb ihres Standortes vorbeikommen.

»Ich gehe hinunter«, sagte Parsons. Er gab ihr den Feldstecher, nahm die Seilrolle, die sie mitgebracht hatten, und schlang das lose Ende um einen fest im Boden verankerten Felsen. Helmar war ihm dabei behilflich, und gemeinsam knüpften sie das Seil fest. Dann nahm Parsons die Rolle auf und entfernte sich von der Gruppe.

Sehr bald war ihm klar, daß er nicht auf direktem Weg absteigen konnte. Selbst wenn das Seil lang genug war und bis zum Strand hinunterreichte, würde er den Männern im Boot sofort aufpassen, wenn er an der weißen Klippe hinunterkletterte. Er ließ das Seil los, kroch wieder zur Oberkante der Klippe hinauf und rannte los. Vor sich entdeckte er einen tiefen, mit Gestrüpp überwucherten Spalt, ein Gewirr von Wurzeln und abgebröckelten Felsen, das sich hier in die Tiefe erstreckte, so weit er blicken konnte.

Er hielt sich an Felsvorsprüngen und herausragenden Luftwurzeln fest und kletterte Schritt für Schritt hinunter. Unten wirkte der Pazifik vollkommen flach ausgebreitet, so weit das Auge reichte. Für Parsons gab es in diesen Minuten nur den Ozean und die Klippen, sonst nichts, nur das Blau des Wassers, das poröse Gestein unter den Händen, mit denen er sich mühsam festkrallte. Dann sah er für einen kurzen Moment wieder das kleine Boot, die Männer, die dort ruderten, er sah einen Sandstreifen mit Brechern und Gischt, angespültes Treibholz, die willkürlichen Ansammlungen von Tang ...

Er stolperte und wäre beinahe gefallen. Kopfüber hing er da,

klammerte sich an Wurzeln fest, und Steine und Gestrüppfetzen regneten an ihm vorbei, stürzten in die Tiefe. Er konnte hören, wie die Aufprallgeräusche widerhallten.

Tief unten glitt das Boot weiter dahin, lautlos. Keine der winzigen Gestalten darin schien etwas zu hören oder zu bemerken.

Parsons fand nach und nach wieder sicheren Halt, setzte seinen Abstieg fort, behielt das Gesicht jetzt jedoch der Klippe zugewandt und hütete sich, erneut zum Ozean hinabzuspähen.

Als er das nächste Mal innehielt und nach Luft schnappte, sah er das Boot näher am Strand. Zwei Männer waren ausgestiegen und wateten durch die Brandung.

Hatten sie ihn gesehen?

So schnell es ging, kletterte er weiter nach unten. Die Felswand wurde glatt. Er hielt sich eine Zeitlang fest, dann nahm er einen letzten tiefen, beinahe andächtigen Atemzug, löste seinen Griff und ließ sich fallen. Unter ihm erhoben sich weiche Sanddünen. Er traf auf, glühende Schmerzen durchzuckten seine Beine, er kippte nach vorn, rollte abwärts, glitt in die Tangmassen hinein, blieb keuchend liegen und ertrug die nachlassende Benommenheit des Aufpralls.

Das Boot wurde auf den Strand gezogen, die Männer streiften umher, wühlten im Sand und suchten eindeutig etwas ganz Bestimmtes. Sie suchten nach einem verlorenen Werkzeug oder Instrument, vermutete Parsons. Er lag ausgestreckt da und beobachtete sie.

Einer der Männer kam von links auf ihn zu, und hinter ihm folgte Drake. Beide Männer passierten ihn nur wenige Schritte entfernt. Dann wandte sich Drake halb um, und Parsons sah sein Gesicht ganz deutlich gegen den Himmel hervorgehoben.

»Stenog!« rief er und richtete sich taumelnd auf.

Der bärtige Mann drehte sich vollends um. Sein Mund fiel vor

Staunen auf. Die anderen Männer erstarrten.

»Sie *sind* Stenog«, sagte Parsons, und er wußte, daß er sich nicht täuschte. Der Mann starrte zu ihm herüber und erkannte ihn nicht. »Erinnern Sie sich nicht an mich?« fragte Parsons grimmig. »Ich bin der Arzt, der das Mädchen Icara geheilt hat.«

Jetzt kam das Erkennen, und der Ausdruck auf dem Gesicht des bärtigen Mannes veränderte sich.

Stenog lächelte.

Warum, fragte sich Parsons. Warum lächelt er?

»Unsere speziellen Freunde haben Sie aus der Gefängnisrakete geholt, nicht wahr?« sagte Stenog. »Das haben wir uns schon gedacht. Ein toter *Shupo* und zwei unidentifizierbare Leichen aus dem Nichts, in einem Schiff eingeschlossen, das von einem Punkt im Weltraum zum anderen pendelt – welche Schlüsse kann man da schon ziehen?« Sein Lächeln wurde breiter, ein wissendes, zuversichtliches Grinsen. »Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen ... Sie haben mich völlig aus dem Konzept gebracht. Wie interessant – Sie hier!« Seine weißen, gleichmäßigen Zähne waren zu sehen, und er begann zu lachen.

»Warum lachen Sie?« fragte Parsons.

»Wo steckt denn Ihr Freund?« höhnte Stenog. »Derjenige, der den Mord begehen will. Schicken Sie ihn runter!« Er stemmte die Hände in die Hüften und stellte sich breitbeinig hin. »Ich warte!«

14

Wie eine Stimme aus einem Alptraum verfolgte Parsons das Gelächter, als er am Fuß der Klippe entlangstürmte.

Ich hatte recht, dachte er.

Einmal stoppte er kurz und schaute zurück. Dort am Strand wartete Stenog mit seinen Männern auf Corith. Aus dem Sand hatten sie das herausgefischt, was sie gesucht hatten: eine tödliche, schimmernde, kleine Waffe.

Sie hatten es geschafft, die Zeitreise-Experimente zu Ende zu führen.

Parsons packte Wurzeln und Zweige und krabbelte die Klippenwand hinauf. Ich muß ihn zuerst erreichen, dachte er. Ich muß ihn warnen. Steine polterten unter ihm weg, er fiel der Länge nach hin, rutschte zurück, klammerte sich irgendwo fest und hastete weiter den Abhang hinauf.

Die Gestalten unten wurden kleiner und machten keine Anstalten, ihm zu folgen.

Warum erschießen sie mich nicht, fragte er sich.

Im nächsten Augenblick schob er sich hinter einen Felsvorsprung und ruhte sich keuchend eine Minute lang aus, war außer Sicht, geschützt. Aber er durfte keine Zeit verlieren, durfte Stenog nicht unterschätzen. Deshalb riß er sich zusammen, ergriff eine Baumwurzel und kletterte weiter.

Warum sind sie dermaßen sicher, daß ich ihn nicht aufhalten kann, wunderte er sich. Ist sein Schicksal vorherbestimmt, wird er auf jeden Fall getötet, ganz egal, was ich mache?

Werde ich versagen?

Als er wenig später die Hand ausstreckte, konnte er das Gras des Klippenkamms packen und war in der Lage, sich auf ebenen

Boden hinaufzuwälzen. Aber sofort stand Parsons wieder auf den Füßen.

Wo war Corith?

Er mußte irgendwo ganz in der Nähe sein.

Vor Parsons wuchsen Bäume, ein Hain windgebeugter Föhren. Er stürmte nach Atem ringend weiter, rannte zwischen den Bäumen umher und suchte nach Corith.

Ich kann Stenog keinen Vorwurf machen, dachte er. Stenog schützt seine Gesellschaft, das ist seine Pflicht.

Und dies hier ist meine Pflicht, begriff er. Ich muß meinen Patienten retten, den Mann, zu dessen Hilfe ich herbeigerufen worden bin.

Er hielt an, außer Atem, unfähig weiterzulaufen. Er ließ sich in das feuchte Gras fallen, setzte sich in den Schatten und wollte nur noch ausruhen und sich erholen. Seine Pelzkleider waren von der Kletterpartie an der Felswand zerrissen. Blutstropfen sickerten aus kleinen Wunden an seinen Armen, und er wischte sie im Gras ab.

Grotesk, dachte er. Da ist auf der einen Seite Stenog, der seine dunkle Haut hell gefärbt hat und sich als Weißer verkleidet, und auf der anderen Seite bin ich, der ich mich mit meiner dunkel gefärbten weißen Haut als Indianer verkleide.

Ein weißer Mann ist entschlossen, Corith dabei zu helfen, Drake zu töten, und auf der anderen Seite nimmt Stenog Drakes Stelle ein. Aber vielleicht ist er überhaupt nicht in Drakes Rolle geschlüpft, sondern tatsächlich Drake. Gibt es einen echten Drake? Oder ist Stenog Drake? Hat es je einen anderen Mann gegeben, der wirklich im England des frühen sechzehnten Jahrhunderts als Francis Drake geboren worden ist? Oder ist immer nur Stenog Drake gewesen? Gibt es in diesem Spiel gar keinen zweiten Mann?

Und wenn es einen anderen Drake gibt, einen echten Drake, wo ist er dann?

Eines wußte er: Der Stich und das Porträt waren statt mit Drake mit einem bärtigen und hellhäutigen Al Stenog als Modell angefertigt worden. Also war Stenog – nicht Drake – mit der Beute aus der Neuen Welt zurückgekehrt und von der Queen zum Ritter geschlagen worden. Aber ist Stenog dann für den Rest seines Lebens Drake geblieben?

Hatte Stenog später im Krieg gegen Spanien die spanischen Kriegsschiffe bekämpft?

Wer war der große Navigator? Drake oder Stenog?

Eine Eingebung ... Die Heldentaten dieser Entdecker, die phantastischen Seefahrten und der Mut ... Jeder einzelne von ihnen: Cortez, Pizarro, Cabrillo ... jeder ein aus der Zukunft in die Vergangenheit verpflanzter Mensch, ein Betrüger, der Ausrüstungsgegenstände aus der Zukunft benutzte.

Kein Wunder, daß eine Handvoll Männer Peru erobert hatte und eine weitere Handvoll Mexiko.

Aber er wußte es nicht definitiv. Wenn Corith bei seinem Vorhaben, Drake zu töten, ums Leben kam, dann würde es für Stenog, für die Regierung der Zukunft, keinen Grund mehr geben weiterzumachen. Dieser Mann konnte nur einmal sterben.

Parsons kam zitternd auf die Füße. Er setzte sich in Bewegung, ging langsam, schonte seine Kräfte. Der Mann muß hier irgendwo sein, dachte er. Wenn ich weitersuche, muß ich ihn irgendwann finden. Ich habe keinen Grund, panisch zu reagieren, es ist nur eine Frage der Zeit.

Vor ihm bewegte sich jemand zwischen den Bäumen.

Vorsichtig näherte er sich. Er sah mehrere Gestalten ... rötliche Haut, Felle. Hatte er ihn gefunden? Er streckte die Hand vor und schob das Blattwerk auseinander.

Ihm gegenüber, auf einer Anhöhe, spiegelte die metallische Kugel eines Zeitschiffes die Nachmittagssonne.

Eines davon, stellte er fest. Aber welches?

Jedenfalls nicht das, in dem er selbst gekommen war. Sie hatten ihr Schiff woanders versteckt und mit Schlamm und Zweigen getarnt, während dies hier im Freien stand.

Es würde mindestens vier Zeitschiffe geben.

Wenn man davon ausging, daß diese Reise die letzte war.

Ich wüßte gern, ob ich je eine weitere unternehmen werde, dachte er. Ob ich wie Loris und Nixina immer wieder zurückkommen werde, wie ein Gespenst, das diesen Ort heimsucht, um eine Möglichkeit zu finden, den Strom längst vergangener Ereignisse zu ändern.

Eine der Gestalten drehte sich um, und Parsons sah – wen? Eine Frau, die er nicht kannte. Eine hübsche Frau Mitte Dreißig ... Sie sah Loris ähnlich, aber sie war nicht Loris. Die schwarzen Haare fielen ihr über die nackten Schultern, ihr ausdrucksstarkes Kinn hob sich, als sie lauschend stillstand. Sie trug einen Fellschurz um die Hüften, einen Tierpelz. Ihre nackten Brüste glänzten, schwankten, als sie sich umwandte. Eine glutäugige wilde Frau, die sich jetzt wachsam niederkauerte.

Eine zweite Frau, ältlich und gebrechlich, in schwere Gewänder gekleidet, trat zögernd aus dem Zeitschiff und kam zu ihr.

Die jüngere Frau war Jepthe, Loris' Mutter, in einer früheren Zeit, bei einem ihrer anderen Besuche in dieser Vergangenheit.

Nixina sagte mit ihrer Parsons vertrauten Stimme: »Warum hast du ihn auch aus den Augen verloren?«

»Du kennst ihn«, erwiderte Jepthe mit belegter Stimme. »Wie könnte ich ihn aufhalten?« Sie sprang auf und schüttelte ihre schwarze Haarmähne zurück. »Vielleicht sollten wir zur Klippe gehen. Dort müßten wir ihn sehen.«

Ich bin fünfunddreißig Jahre in der Vergangenheit, stellte Parsons fest. Zu dieser Zeit war Loris noch nicht geboren.

Barfuß eilte Jepthe vom Schiff weg und tauchte zwischen den Bäumen unter. Ihre langen Beine trugen sie schnell dahin. Sie verschwand beinahe augenblicklich und überließ es der alten Frau, sie entweder einzuholen oder allein zurückzubleiben.

»Warte auf mich!« rief Nixina ängstlich.

Jepthe tauchte wieder unter den Bäumen auf und sagte: »Beeil dich.« Dann rannte sie zu ihrer Mutter und war ihr behilflich. »Du hättest nicht mitkommen sollen.«

Als Parsons den geschmeidigen Körper, die fraulichen Rundungen der Lenden betrachtete, dachte er: Aber soviel ich sehe, hat sie bereits empfangen. Loris wächst in ihrem Mutterleib heran, und eines Tages wird sie an diesen großartigen Brüsten saugen.

Er kehrte um und eilte zwischen den Bäumen hindurch wieder in Richtung Klippe. Corith hatte sein Zeitschiff verlassen, wenigstens das wußte er jetzt. Er war unterwegs und näherte sich dem Mann, den er für Drake hielt.

In der Tiefe sah er den Pazifik. Parsons rannte wieder auf die Klippe hinaus. Vorübergehend blendete ihn das Sonnenlicht, so daß er innehielt und die Augen abschirmte.

Weit entfernt, ebenfalls auf der Klippe, entdeckte er eine einzelne Gestalt, einen Mann, der am Abgrund stand.

Dieser Mann war nur mit einem Lendentuch bekleidet. Auf dem Kopf trug er einen gehörnten Büffelschädel, der sein Gesicht bis fast zu den Augen hinunter bedeckte. Schwarze Haare hingen unter dem Büffelschädel hervor. Parsons rannte auf den Mann zu.

Der Mann schien ihn nicht zu bemerken. Er beugte sich vor und starrte über die Klippe auf das Schiff hinunter. Sein gewaltiger, kupferfarbener Körper war auf Brust, Oberschenkeln, Schultern und sogar im Gesicht mit blauen, schwarzen, orangefarbenen und gelben Farbstreifen bemalt. Ein Gurt, der über den Brustkorb des

Mannes verlief und unter den Achselhöhlen zugeschnallt war, hielt eine pelzige Masse auf seinen Rücken gebunden. Darin trägt er seine Waffen, entschied Parsons. Und einen Feldstecher.

Der Mann kauerte sich nieder, zerrte einen Feldstecher aus seinem Rückenbündel und beobachtete den Strand.

Von ihnen allen, dachte Parsons, hat Corith die bei weitem beste Verkleidung. Sie war der langen Vorbereitung, der Monate geheimer Anstrengungen würdig. *Der* prächtige Büffelschädel mit den Hautfetzen, die im Meereswind flatterten ... Die flammenden Farbstreifen auf dem Körper ... Ein Krieger in der Blüte seines Lebens.

Als Corith jetzt den Kopf hob, bemerkte er Parsons. Ihre Blicke trafen sich. Parsons stand ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber – dem lebenden Corith. Zum ersten Mal.

Aber wird das auch das letzte Mal sein, fragte er sich.

Als Corith ihn sah, steckte er den Feldstecher in sein Bündel zurück. Er wirkte nicht erschrocken; in seinem Gesicht zeigte sich keine Furcht. Die Augen des Mannes funkelten, der Mund war leicht geöffnet, die Zähne waren fast zu einem Lächeln entblößt. Plötzlich sprang er auf und verschwand über den Klippenrand.

»Corith!« rief Parsons. Der Wind peitschte seine Stimme zu ihm zurück. Seine Lungen brannten, als er die Stelle erreichte, an der Corith verschwunden war. Er ließ sich fallen und sah nur noch lockeres Gestein nachrutschen. Der Fanatische, gerissene Attentäter war entkommen. Ihn interessierte nicht, wer Parsons war oder weshalb er ihn suchte, er machte sich nicht einmal etwas aus seiner Anwesenheit oder woher er seinen Namen kannte.

Corith hatte nicht vor, sich von irgend jemandem aufhalten zu lassen. Er konnte dieses Risiko nicht eingehen.

Parsons machte sich an die Verfolgung, arbeitete sich hinunter

und dachte: Ich habe ihn aus den Augen verloren. Sein Vorsprung ist viel zu groß.

Warum war ich mir nur so sicher, ich könnte ihn aufhalten, fragte er sich. Ausgerechnet ich, nachdem vor mir doch alle anderen versagt haben ... Seine Mutter, sein Sohn, seine Frau, seine Tochter – seine ganze Familie, der Wolfs-Clan.

Halb rutschend, halb fallend erreichte er einen Vorsprung und hielt an. Von dem anderen Mann konnte er nirgends eine Spur entdecken.

In der Tiefe unten war das kleine Boot noch immer, unerreichbar für die Brandung, an Land gezogen. Die fünf Männer hatten sich um ihre Waffen herum versammelt und verbargen sie hierdurch. Der bärtige Mann schlenderte davon, blickte hoch, schlenderte weiter. Tut so, als ob er von nichts wüsste, dachte Parsons. Er spielt den Lockvogel.

Parsons hielt sich an seinem Felsengrat fest und kletterte vorsichtig weiter, das Gesicht der Klippe zugewandt, und ...

Ein paar Meter von ihm entfernt hockte Corith. Seine unbarmherzigen Blicke bohrten sich in Parsons Augen, sein Gesicht war gerötet, brannte vor Überzeugung. Corith hielt ein Energierohr in den Händen, eine verlängerte Version der Waffe, die Parsons mittlerweile bereits gut genug kannte. Er hatte zweifellos vor, Drake damit zu töten.

»Sie haben meinen Namen gerufen«, sagte Corith.

Parsons erwiderte: »Gehen Sie nicht dort hinunter.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Ich kenne Ihre Mutter«, antwortete er. »Nixina. Und Ihre Frau Jephthe.«

»Ich habe Sie noch nie gesehen«, brummte Corith. Seine Augen flackerten, und er betrachtete Parsons eingehend, wobei er sich die Unterlippe befeuchtete. Sprungbereit, stellte Parsons fest. Bereit,

zur Seite zu springen und die Klippe hinunter zu fliehen. Aber zuerst wird er mich mit diesem Energierohr umbringen, dachte er.

»Ich will Sie warnen«, sagte Parsons. Er fühlte sich benommen. Für einen Moment wirbelten schwarze Flocken vor seinen Augen, und die Klippe wankte und schien zurückzuweichen. Der Glanz der Sonne, der schneeweiße Sand, der Ozean ... Er saß zusammengekauert da und lauschte dem Geräusch der Brandung. Trotzdem konnte er Coriths Atem hören, rasche, krampfhaft Keuchlaute.

»Wer sind Sie?« fragte Corith.

»Sie kennen mich nicht«, sagte er.

»Warum soll ich nicht hinuntergehen?«

»Es ist eine Falle. Man erwartet Sie.«

Das massige Gesicht bebte. Corith hob die Röhre. »Das spielt keine Rolle.«

»Sie besitzen die gleichen Waffen wie Sie«, sagte Parsons.

»Nein«, stieß Corith hervor, »nur Drehschloßgewehre.«

»Das dort unten ist nicht Drake.«

Jetzt flammten die schwarzen Augen zornig auf, das Gesicht verzerrte sich.

Parsons sagte eindringlich: »Der Mann da unten ist Al Stenog.«

Corith schwieg, reagierte überhaupt nicht.

»Der Direktor des Quells«, fügte Parsons hinzu.

Nach einer langen Zeit gab Corith zurück: »Der Direktor des Quells ist eine Frau namens Lu Farns.«

Parsons stockte der Atem.

»Sie lügen mich an«, sagte Corith. »Ich habe noch nie von jemand namens Stenog gehört.«

Geduckt kauerten sie vor der Felswand der Klippe und sahen einander stumm an.

»Ihre Sprache«, sagte Corith. »Sie reden mit Akzent.«

Parsons Gedanken rasten. Diese ganze Sache trug den Hauch von Wahnsinn in sich. Wer war Lu Farns? Warum hatte Corith noch nie von Stenog gehört? Und dann begriff er.

Seit Coriths Tod waren fünfunddreißig Jahre vergangen, und Stenog war ein junger Mann, kaum älter als zwanzig. Er war erst lange nach Coriths Tod zum Direktor ernannt worden. Tatsächlich war er noch gar nicht am Leben gewesen, als Corith den Tod gefunden hatte. Diese Frau, Lu Farns, war zweifellos zu Coriths Lebzeiten Direktorin des Quells gewesen.

Parsons entspannte sich ein wenig und sagte: »Ich komme aus der Zukunft.« Seine Hände zitterten noch immer, und er versuchte sie stillzuhalten. »Ihre Tochter ...«

»*Meine Tochter*«, wiederholte Corith mit einer spöttischen Grimasse.

»Wenn Sie dort hinuntergehen«, sagte Parsons, »dann werden Sie erschossen, getötet. Ihren Leichnam wird man in Ihre Eigenzeit zurückbringen, auf das Wolfs-Gut, und dort in Vereisungsflüssigkeit legen. Fünfunddreißig Jahre lang werden Ihre Mutter und Ihre Frau und schließlich Ihre Tochter versuchen, Ihren Tod ungeschehen zu machen, und irgendwann werden sie aufgeben und mich hinzurufen.«

Corith erwiderte: »Ich habe keine Tochter.«

»Aber Sie werden eine haben. Eigentlich müßten Sie es wissen ... Sie haben mit Ihrer Frau geschlafen – sie ist schwanger.«

Corith verriet mit keiner Miene, ob er ihm zugehört hatte. »Ich muß da hinunter und diesen Mann töten«, sagte er.

»Wenn Sie ihn unbedingt töten wollen, dann werde ich Ihnen sagen, wie Sie das tun können. Und zwar ohne daß Sie da hinuntergehen.«

»Wie?« fragte Corith.

»In Ihrer Eigenzeit. Bevor er das Zeitreise-Problem löst und hierher zurückkehrt.« Das war die einzige Möglichkeit. Er hatte sich alles genau überlegt, die Alternativen geprüft. »Hier weiß er Bescheid, in seiner Eigenzeit jedoch nicht. Also muß das Ihr Ziel sein ... Als ich ihn kennengelernt habe, hat er nichts von Ihnen gewußt. Alles, was er hatte, waren eine Reihe von Mutmaßungen, die ihn dazu veranlaßt haben weiterzumachen, ein paar wilde Vermutungen. Aber er war in der Lage, die Puzzle-Teilchen zusammenzusetzen. Die Zeitexperimente sind wieder aufgenommen worden, und schließlich waren sie erfolgreich.« Parsons beugte sich zu Corith vor und sprach eindringlich weiter: »Ihre Waffen nützen Ihnen hier überhaupt nichts, weil ...«

Er brach ab. Aus dem Bündel, das Corith auf seinen Rücken geschnallt trug, ragte etwas heraus – etwas, das eine kalte, brennende Angst in Parsons aufkommen ließ.

»Ihr Kostüm«, preßte er mühsam heraus. »Sie haben es selbst angefertigt. Niemand außer Ihnen hat es gesehen.« Er streckte die Hand aus, Corith entgegen, zu dem Bündel, und aus diesem Bündel zog er ...

Eine Handvoll Pfeile mit Feuersteinspitzen und in vertrauten Farben gefiedert.

»Fälschungen«, sagte Parsons. »Sie haben Sie als Teil Ihrer Verkleidung angefertigt, mit der Sie hierher kommen wollten.«

Corith sagte: »Sehen Sie sich Ihren Arm an.«

»Was?« entfuhr es ihm verwirrt.

»Sie sind ein Weißer«, fauchte Corith. »Dort, wo Sie verletzt sind, hat sich die Farbe abgerieben.« Plötzlich ergriff er Parsons Arm, riß ihn zu sich herum, spuckte auf die Haut und rieb darüber. Die angefeuchtete Färbung ließ sich abreiben und legte einen grauweißen Fleck frei. Daraufhin ließ er Parsons Arm los und packte die in seine Haare geflochtenen künstlichen Strähnen.

Gleich darauf hatte er sie weggerissen, saß da und hielt sie in der Hand.

Und dann sprang er Parsons ohne ein weiteres Wort an.

Jetzt verstehe ich, dachte Parsons. Er kippte rücklings um, stürzte über den Felsenrand und den Klippenabhang hinunter, packte blindlings zu, klammerte sich irgendwo fest, warf sich herum, sein Körper schabte qualvoll über Felsen, dann lag er still. Und gleichzeitig tauchte Corith über ihm auf. Der massige Körper raste auf ihn herunter.

Parsons rollte sich weg und versuchte ihm auszuweichen. *Nein*, dachte er. *Ich will nicht, daß es passiert ...* Die kupferfarbenen Hände schlossen sich um seinen Hals, und er spürte, wie sich das Knie des Mannes in seinen Unterleib grub ...

Corith sackte über ihm zusammen. Blut spritzte und befleckte den Boden mit großen Pfützen. Mit einer heftigen Anstrengung schaffte es Parsons, sich unter dem Mann hervorzukämpfen. Jetzt hielt er nur noch einen Pfeil in der Hand, und er brauchte Corith nicht herumzudrehen, um zu wissen, wo der andere war. Als der Mann auf ihn gefallen war, hatte er die Pfeile aufgerichtet gehalten, und so war ihm einer davon ins Herz gefahren.

Ich habe ihn getötet, dachte Parsons. Es war ein Unfall.

Oben, am Klippenrand, erschien Jepthe. Sie werden es erfahren, jetzt gleich, und wenn sie es herausfinden ...

Er preßte sich gegen den Fels und kroch davon, fort von dem sterbenden Mann, bis weder die Frau noch Corith mehr zu sehen war. Dann begann er hastig, die Klippe hinaufzusteigen.

Er kam oben an, und niemand war in Sicht. Sie waren zu Corith hinuntergeklettert, aber bald würden sie wieder hier oben auftauchen.

Mit leerem Verstand lief er von der Klippe weg und auf den Föhrenhain zu. Gleich darauf hatte er sein Ziel erreicht und tauchte

darin unter. In Sicherheit, dachte er. Niemand wird es erfahren. Jetzt werden sie es nie erfahren.

Das Geheimnis seines Todes ... Sie werden es nie herausfinden.

Ich habe es nicht mit Absicht getan, dachte er, aber das macht überhaupt keinen Unterschied. Kein Wunder, daß Stenog gelacht hat. Er wußte, daß ich es sein würde, der Corith tötet.

Er hielt an und stand da, und seine Gedanken rasten wie wild.

Ich kann zu Loris und Helmar zurückkehren, entschied er. Ich kann ihnen erzählen, daß ich nur das gleiche wie sie gesehen habe – Corith an der Klippe ... Wie er hinuntergestiegen und dann gestorben ist. Und daß außer ihm weit und breit niemand in der Nähe war. Niemand ist die Klippe von unten heraufgekommen. Die einzigen, die ich gesehen habe, waren Jepthe und Nixina. Ich weiß auch nicht mehr als sie.

Und Corith wird es nie erzählen, weil er tot ist.

Er versteckte sich, als er Stimmen hörte, und sah Nixina und Jepthe durch den Hain zu ihrem Zeitschiff eilen, die Gesichter düster vor Kummer. Sie würden das Schiff holen, ihn bergen und zurückbringen und in die Vereisung legen.

Corith ist tot, aber in fünfunddreißig Jahren wird er ins Leben zurückgeholt werden. Ich werde ihn ins Leben zurückholen. Dort, in diesem Landhaus, werde ich für seine Wiedergeburt verantwortlich sein.

Er wußte jetzt, weshalb der zweite Pfeil in Coriths Brust gerammt worden war, weshalb er nicht am Leben geblieben war.

Das erste Mal hatte er Corith zufällig getötet, aber das zweite Mal nicht mehr ... Das würde in voller Absicht geschehen.

Ich muß in dieser Nacht mit einem der Zeitschiffe zurückgekommen sein, wurde ihm klar. Nachdem ich Corith wiederbelebt hatte, während er bewußtlos war und sich erholte. Während ich bei Loris war, war ich gleichzeitig auch bei ihm unten.

Aber warum habe ich es wieder mit einem Pfeil getan?

Er schaute auf seine Hand hinunter, und dort hielt er noch immer einen Pfeil umklammert. Selbst als er die Klippe hinaufgeklettert war, hatte er ihn festgehalten. Warum, fragte er sich.

Weil mir die Pfeile das Leben gerettet haben. Wenn ich sie nicht gehabt hätte, dann hätte mich Corith getötet. Ich habe mich verteidigt.

Eine andere Wahl hatte es nicht gegeben.

Und doch verspürte er jetzt Angst, den Schrecken der Verantwortlichkeit. Er war in die Falle getappt, war gegen seinen Willen hineingezogen worden ... Corith hatte ihn angesprungen, und er hatte nur versucht, sich zu schützen.

Was hätte ich sonst tun können? fragte er sich. Bestimmt war es nicht meine Schuld. Aber wenn es nicht meine Schuld war, wessen Schuld dann?

War er wirklich für dieses Verbrechen verantwortlich? Und es war ein Verbrechen ... Jeder Mord ist ein Verbrechen. Ich bin Arzt, sagte er sich. Es ist meine Pflicht, Menschenleben zu retten – und insbesondere das Leben dieses Mannes.

Selbst um den Preis meines eigenen Lebens? Denn wenn ich ihn im Landhaus wiederbelebe, wird er auf mich zeigen. Und ich werde keine Chance haben, weil ich von all dem noch nichts weiß, weil dies hier für mich noch gar nicht geschehen ist ...

15

Parsons stand einsam im Schatten des Hains und dachte: Ich bin der Mann, nach dem sie seit fünfunddreißig Jahren suchen.

Die Leute im Landhaus würden ihn töten, sobald Corith auf ihn zeigte, sie würden keine Gnade walten lassen – und warum sollten sie auch?

Hatte er Gnade walten lassen?

Vielleicht konnte er die ganze Sequenz an irgendeiner Stelle unterbrechen ... Mich selbst einholen, bevor ich hierherkomme, dachte er. Bevor ich ihn das erstemal töte.

Ein metallisches Objekt stieg aus dem Wald empor, flog über ihn hinweg und zu den Klippen. Dort sank es nieder, und er hörte die Düsen brüllen, mit denen seine Landung neben Corith stabilisiert wurde. Die alte Frau und ihre Tochter waren gekommen, um den Sterbenden zu holen.

Er rief sich ins Bewußtsein, daß in seiner Umgebung drei weitere Zeitschiffe existierten – vier, wenn er das von Stenog mitzählte. Dieses hier war bereits unterwegs, aber die anderen blieben noch, oder etwa nicht?

Ich muß eines von ihnen erreichen, dachte er. Zielloos, voller Panik, rannte er los. Aber die Schiffe aus den vergangenen Zeitabschnitten ... Er konnte sich ihnen nicht nähern, ohne die ganze Geschichte endgültig völlig durcheinanderzubringen. Das ließ nur Stenogs Schiff übrig – und das, in dem er hier angekommen war. Konnte er umkehren und Loris und den anderen in die Augen sehen? Obwohl er wußte, daß er Corith getötet hatte?

Er mußte es können.

Als er wieder auf die Klippe hinauskam, rannte er den Weg zurück, den er ursprünglich gekommen war. Soweit es sie betrifft,

sagte er sich, ist diese Reise einfach ein weiterer Fehlschlag. Wie zuvor war niemand in der Lage, das aufzudecken, was wirklich geschehen ist. Ich habe ihnen nicht helfen können. Mein Plan war ein Fehlschlag. Es gibt keine andere Wahl, als aufzugeben und in die Zukunft zurückzukehren.

Während er rannte, sah er über die Klippen hinunter und auf dem Strand unten die winzigen Gestalten, Stenogs Leute, beim Boot.

Die Männer zogen mit ihren Rudern gewaltige Buchstaben in den Sand. Parsons hielt inne und sah, daß die Buchstaben seinen Namen ergaben. Stenog versuchte ihm etwas mitzuteilen. Mit großer Geschwindigkeit, wie durch ein vorherbestimmtes System, vollendeten die Männer ihre Botschaft, während er dastand und hinunterstarrte.

PARSONS. SIE WISSEN ALLES.

Sie wollten ihn warnen, ihm klarmachen, daß diese Reise für den Wolfs-Clan doch kein völliger Fehlschlag gewesen war. Damit stand fest, daß er also doch nicht einfach zu ihnen zurückgehen konnte.

Er drehte sich um und spurtete über die freie Fläche in den Wald zurück. Wenn sie mich erst sehen, machte er sich klar, dann töten sie mich. Oder ... Sein Mut schrumpfte zusammen. Das wird gar nicht nötig sein. Sie brauchen nur ohne mich in die Zukunft zurückzukehren, müssen mich nur hierlassen.

Aber dann kann ich zu Stenogs Schiff hinuntergehen, fiel ihm ein.

Und lieferte sich damit wieder den Leuten von der Regierung aus, die ihn über kurz oder lang zu den Strafkolonien verschiffen würden. Wollte er das? War das besser, als hierzubleiben – als Ausgesetzter? Hier wäre er zumindest frei, und bestimmt konnte er mit einem Indianerstamm dieser Gegend Kontakt aufnehmen, bei

ihnen überleben – und wenn später ein Schiff aus Europa ankam, dann war es vielleicht möglich mitzufahren ... Er zermarterte sich den Kopf. Wann hatte der nächste Kontakt zwischen dieser Region, Nova Albion, und der alten Welt stattgefunden? Ungefähr 1595. Ein Kapitän namens Cermeno hatte sein Schiff vor der Einfahrt in den Estero auf Grund gesetzt ... würde es auf Grund setzen. Das waren – sechzehn Jahre.

Sechzehn Jahre hier von Muscheln und Wild leben, vor einem Feuer hocken, in einem aus Tierfell gebauten Zelt kauern, im Boden nach Wurzeln graben. Das war die überragende Kultur, die Corith anstelle des Elisabethanischen England bewahren wollte.

Besser, ich liefere mich Stenog aus, dachte Parsons. Er brach von neuem auf und ging in Richtung der Klippen zurück.

Vor ihm tauchte eine Gestalt auf und stellte sich ihm in den Weg.

Einen schrecklichen Augenblick lang glaubte er, dies wäre Corith. Die kräftigen Schultern, die grimmigen, starren Gesichtszüge, die scharfe Habichtsnase ...

Aber es war Helmar, Coriths Sohn.

Parsons blieb stehen und sah ihn an. Jetzt erschienen auch Loris und Jepthe.

Am Ausdruck ihrer Gesichter erkannte er, daß ihn Stenog nicht angelogen hatte.

»Er war zu ihnen unterwegs«, sagte Helmar zu Loris.

»Du hast uns verraten«, flüsterte Loris mit starrem Gesicht.

»Nein«, sagte Parsons, aber er wußte, daß der Versuch, mit ihnen zu reden, sinnlos war.

»Wann bist du auf diesen Gedanken gekommen?« fragte Loris.

»Zu Hause, im Landhaus? Hast du uns deshalb gebeten, dich hierher zu bringen, damit du es tun konntest? Oder ist dir die Idee erst gekommen, als du ihn gesehen hast?«

Parsons sagte: »Der Gedanke ist mir nie gekommen.«

»Du hast ihn abgefangen«, sagte Loris. »Du bist hinuntergekllettert und hast mit Drake gesprochen ... Du hast dich mit ihm beraten, wir haben dich gesehen. Und dann bist du die Klippe wieder hinaufgestiegen, hast Corith aufgehalten und ihn ermordet. Nach dieser Schandtat wolltest du wieder zu Drake hinabsteigen und mit ihm in die Zukunft zurückkehren. Er hat dich gewarnt, und auch das haben wir gesehen ... Seine Männer haben eine Botschaft für dich in den Sand geschrieben. Deshalb wußtest du, daß du nicht mehr zu uns zurückkehren konntest.«

Darauf sagte Parsons nichts. Er blickte sie nur stumm an.

Helmar richtete seine Waffe auf Parsons und sagte: »Wir gehen zum Zeitschiff zurück.«

»Warum?« stieß Parsons hervor. Warum töten sie mich nicht gleich hier, fragte er sich.

»Nixina hat diese Entscheidung getroffen«, sagte Loris.

»Welche Entscheidung?«

»Sie glaubt nicht, daß du es geplant hast«, antwortete Loris mit erstickter, brüchiger Stimme. »Sie glaubt ...« Sie unterbrach sich. »Wenn du es geplant hättest, dann wärest du nicht ohne Waffen mitgekommen. Sie denkt, du hättest Corith aufgehalten und mit ihm diskutiert, ohne daß er auf dich hören wollte. Ihr habt miteinander gekämpft, und in diesem Kampf ist Corith erstochen worden.«

Parsons sagte: »Ich habe ihn davor gewarnt hinunterzugehen.« Sie hörten ihm zu, wenigstens für einen Moment. »Ich habe ihm gesagt, daß der Mann da unten nicht Drake, sondern Stenog ist und daß er ihn erwartet.«

»Und natürlich hat mein Vater noch nie von Stenog gehört«, sagte Loris nach einer Pause. »Er hatte keine Ahnung, wovon du sprichst.« Bitter, mit zuckenden Lippen, fuhr sie fort: »Und er

hat deine weiße Haut gesehen ... dort, an deinem Arm. Er wußte plötzlich, daß du ein Weißer bist, er hat dir nicht vertraut, er wollte nicht auf dich hören – und das hat ihn das Leben gekostet.«

»Ja«, sagte Parsons.

Alle waren sie jetzt still.

»Er war zu mißtrauisch«, meinte Loris schließlich. »Nicht bereit, einem anderen Menschen zu vertrauen. Nixina hatte recht. Du wolltest ihn nicht töten, es war nicht dein Fehler ... nicht mehr, als es seiner war.« Sie hob den Blick ihrer dunklen, vor Kummer getrüben Augen. »Genaugenommen war es *nur* sein Fehler. Weil er so war, wie er war.«

»Es hat keinen Sinn, jetzt darüber nachzudenken«, sagte Jepthe knapp.

»Nein«, pflichtete Loris bei. »Wie auch immer, wir können nichts anderes tun als umkehren. Wir haben versagt.«

»Wenigstens wissen wir jetzt, wie es passiert ist«, sagte Helmar. Er betrachtete Parsons voller Hohn und Abscheu.

»Wir halten an Nixinas Entscheidung fest«, sagte Jepthe mit scharfer, befehlender Stimme zu ihm.

»Ja«, erwiderte Helmar und starrte dabei noch immer konzentriert auf Parsons.

»Und wie lautet ihre Entscheidung?« fragte Parsons.

Loris begann: »Wir ...« Sie zögerte. »Auch wenn es ein Unfall war«, murmelte sie hölzern, »sind wir der Meinung, daß dir dafür eine Art Buße auferlegt werden muß. Wir werden dich hier zurücklassen – allerdings nicht an diesem Zeitpunkt.« Ihre Stimme wurde schwächer. »Wir werden dich weiter in der Zukunft aussetzen.«

»Du meinst, nachdem Drakes Schiff Segel gesetzt hat.«

»Sie können Ihre Zeit damit verbringen, das herauszufinden«, antwortete Helmar an Loris' Stelle. Er winkte mit seiner Waffe und bedeutete Parsons damit, zu ihnen zu kommen.

Gemeinsam gingen sie an der Klippe entlang zum Zeitschiff zurück. Vor dem Schiff saß Nixina in ihrem Spezialstuhl und wartete blind auf sie. Mehrere Angehörige des Wolfs-Clans waren bei ihr.

Als sie sie erreichten, blieb Parsons stehen. »Es tut mir leid«, murmelte er.

Der Kopf der alten Frau bewegte sich leicht, aber sie sagte nichts.

»Ihr Sohn wollte nicht auf mich hören«, fügte Parsons hinzu.

Nach einer Weile sagte Nixina: »Sie hätten ihn nicht aufhalten dürfen. Sie waren nicht würdig, ihn aufzuhalten.«

Die Schuld muß bei mir liegen, dachte Parsons. Zugeben zu müssen, daß Corith durch seinen Fanatismus und seine Paranoia selbst für seinen Tod verantwortlich ist – das wäre zuviel für sie. Psychologisch konnten sie es nicht ertragen. Deshalb, dachte er, bin ich der Sündenbock, und zum Beweis meiner Schuld muß ich bestraft werden.

Wortlos betrat er das Schiff.

Er stand da, schaute sich um und versuchte, einen Hinweis auf irgendwelche Veränderungen zu entdecken. Blauer Himmel, das ferne Dröhnen der Brandung ...

Alles war genauso wie zuvor, außer ...

So schnell wie möglich hastete er zur Klippe. Dort unten lag der Strand. Sand, Tang, der Pazifik – aber sonst nichts.

Das Kielholen war beendet, die *Golden Hind* verschwunden.

Oder ... sie war noch gar nicht angekommen.

Wie konnte er es feststellen? Durch Spuren im Sand? Oder durch die Reste der hölzernen Pfähle, an denen die Taue befestigt gewesen waren? Irgendeine Art von Überresten würde zurückgeblieben sein.

Aber was spielte das schon für eine Rolle?

Vielleicht finde ich eine Möglichkeit, nach Süden zu kommen, dachte er, hinunter nach Mexiko. Cortez ... Wenn er dort landet ...

Das Beste, worauf ich hoffen kann, ist, einen freundlichen Indianerstamm zu finden. Wenn ich Glück habe, kann ich entweder bei ihnen leben oder sie überreden, mir dabei zu helfen, nach Süden zu kommen. Aber ich kann mich nicht daran erinnern, ob es schon spanische Siedlungen gibt. Und weil ich nicht weiß, welches Jahr dies ist, würde es mir nichts helfen, selbst wenn ich mich erinnern würde. Sie können mich ein ganzes Jahrhundert oder sogar mehrere Jahrhunderte zurückversetzt haben. Der Ozean, Felsen, Bäume – die bleiben tausend Jahre lang dieselben.

Vielleicht stehe ich hier zweihundert Jahre bevor der erste weiße Mann in der Neuen Welt landet.

Er dachte : Ich könnte tatsächlich der erste Weiße in der Neuen Welt sein.

Wenigstens konnte er zum Strand hinuntergehen und nachsehen. *Wenn* noch irgendwelche Reste von der *Golden Hind* übrig waren, so würde dies beweisen, daß sie ihn nicht in der Zeit zurückversetzt hatten. Und das wäre immerhin etwas. Das bedeutete eine schwache Hoffnung – die spanischen Kolonien im Süden und dann ein Schiff zurück nach Europa.

Wieder machte er sich an den zeitraubenden, gefährlichen Abstieg zum Strand hinunter.

Eine Stunde lang suchte er den Strand in beiden Richtungen ab, fand jedoch nicht den geringsten Hinweis darauf, daß das Schiff oder die Männer jemals hiergewesen waren, keine Spuren, keine Abfälle. Was ist mit der Messingtafel, fragte er sich. Wo hatte Drake sie eigentlich zurückgelassen? Hatte er sie in den Sand eingegraben oder an der Klippenwand verankert? Er suchte danach, aber inzwischen hatte er eine so große Strecke zurückgelegt, daß

es keinen Anhaltspunkt mehr gab, von dem er ausgehen konnte. Möglicherweise war er meilenweit von der ursprünglichen Stelle entfernt. Der Strand sah überall völlig gleich aus; Klippen und Sand und Tang ...

Plötzlich erstarrte er mitten in der Bewegung. *Wenn er hier gestrandet war, wie hatte er dann zum Wolfs-Landgut zurückkehren und Corith ein zweites Mal töten können?* Dies alles hatte keinerlei Bedeutung. Offenbar kam er irgendwie auf das Gut zurück. Wenn nicht, dann würde er trotzdem von diesem Ort wegkommen, und zwar durch die neue Zeitsequenz, die mit seinem Versagen, den genesenden Corith zu ermorden, eingeleitet wurde. Und es gab nur eine Möglichkeit, wie er zum Wolfs-Landgut zurückgelangen konnte: mit Hilfe eines Zeitschiffes. Also kam jemand zurück ... würde jemand zurückkommen, um ihn zu holen.

Aber wann? Er konnte Jahre hier verbringen, Jahrzehnte, bis einer von ihnen mit einem Zeitschiff zurückkehrte und ihn abholte. Er konnte bis kurz vor seinem Lebensende hier festsitzen.

Als Alternative dazu könnte er sich beispielsweise über einen Zeitraum von mehreren Jahren nach Süden zu einer spanischen Siedlung durchschlagen, irgendwie nach Spanien und schließlich hinauf nach England gelangen, wo er es schaffen müßte, mit Stenog Kontakt aufzunehmen. Schließlich könnte er auf diese Art und Weise wieder Zugang zu der Zukunft erlangen – ein völlig erschöpfter, fiebergeschüttelter alter Mann, dessen Leben zu Ende war. Ein Mann, der über das Antlitz der Welt gewandert war, der sein Leben verbraucht hatte.

Und natürlich war es noch immer möglich, daß irgend jemand anders Corith ein zweites Mal tötete.

Jetzt bemerkte er, daß sich der Tag seinem Ende näherte. Die Luft war abgekühlt, und die Sonne hatte ihre Wanderschaft zum Rand des Himmels hinter sich gebracht. Ein paar Möwen flatter-

ten über Parsons dahin, und ihr klagendes Schreien war wie das Stöhnen von Tauwerk und machte die Szene noch einsamer.

Bald würde die Dunkelheit hereinbrechen. Was sollte er tun? Er konnte die Nacht unmöglich am Strand verbringen. Es war besser, er trottete wieder hinauf und dann landeinwärts über die Halbinsel zurück. Soweit er sich erinnerte, hatte es an der inneren Bucht, der Tomales-Bucht, wo es geschützter war, indianische Siedlungen gegeben.

Er blieb stehen und spähte zu den Klippen hinauf, entdeckte jedoch nirgends eine Möglichkeit, den Aufstieg zu schaffen. Er würde den Strand entlanggehen und nach einem Abhang oder nach einer Stelle, wo Bäume und Gestrüpp gewachsen war, suchen müssen. Aber er war so müde. Ich werde bis morgen warten müssen, entschied er. Er setzte sich auf einen Baumstamm, der auf den Strand herausgespült worden war, band seine Mokassins auf und legte den Kopf auf die Arme. Er schloß die Augen und lauschte der Brandung und den krächzenden Möwen. Diese unmenschlichen, ungastlichen Geräusche ... Wie viele Millionen Jahre hatten sie andauert? Sie hatten existiert, lange bevor es Menschen gegeben hatte, und sie würden noch lange nach ihnen existieren.

Er dachte: Es wäre so leicht, ins Wasser hinauszugehen und nicht mehr zurückzukommen. Ich müßte nur einfach anfangen zu gehen.

Der kalte Wind blies ihm ins Gesicht, und er fröstelte. Wie lange konnte er hier noch sitzen bleiben? Nicht mehr sehr lange. Als er die Augen öffnete, sah er, daß es merklich dunkler geworden war. Die Sonne war inzwischen untergegangen. Weit weg, im Norden, verschwand eine Schar Vögel hinter den Hügeln.

Wie Kinder, dachte er. Sie bestrafen mich, indem sie mich hier aussetzen. Sie sind nicht fähig, die Verantwortung selbst zu tragen,

deshalb haben sie mir die Schuld an seinem Tod in die Schuhe geschoben. Und wenn ich die Chance hätte, ihn wieder zu töten, dann würde ich es tun. Bei Gott, ich wünschte, ich hätte diese Chance, dachte er. Und damit stand er von dem Baumstamm auf und ging ziellos weiter, wobei er Muscheln aus dem Sand davonkickte.

Ein großer Stein polterte geräuschvoll den Klippenhang herunter. Unwillkürlich rannte Parsons los. Der Stein rollte auf dem Strand aus und mit ihm ein Regen kleinerer Steine. Parsons schirmte die Augen ab und blickte hoch.

Dort oben stand eine Gestalt auf der Klippe und winkte ihm. Die Gestalt legte ihre Hände an den Mund und rief etwas, aber das Donnern der Brandung übertönte es. Er sah nur den Umriß der Gestalt und konnte nicht feststellen, ob es ein Mann oder eine Frau war oder was sie trug. Sofort begann er wild zurückzuwinken.

»Hilfe!« brüllte er, stürmte auf die Klippe zu, gestikulierte und hoffte damit klarzumachen, daß er nicht hochklettern konnte. Stolpernd hastete er weiter und versuchte einen Weg hinauf zu finden.

Über ihm machte die Gestalt Bewegungen, deren Sinn er nicht begreifen konnte. Nach Atem ringend hielt er an und versuchte zu verstehen, was sie ihm mitteilte. Dann verschwand die Gestalt von einem Augenblick zum anderen. Er blinzelte verwundert und spürte gleichzeitig ein betäubendes Entsetzen in sich wachsen. Die Person dort oben hatte sich von den Klippen abgewandt und war davongegangen.

Vor Unglauben erstarrt blieb er stehen, war nicht fähig, sich vom Fleck zu rühren. Und während er dort stand, erhob sich auf der Klippe eine metallische Kugel und schwebte rasch zum Strand herunter.

Das Zeitschiff landete vor ihm auf dem Sand. Wer würde herauskommen? Er wartete, und sein Herz schlug wie rasend.

Die Tür ging auf, und Loris erschien in der Öffnung. Sie trug nicht mehr das Indianerkostüm, sondern hatte sich umgezogen und war jetzt wieder in das graue Gewand des Wolfs-Clans gekleidet. Ihr Gesichtsausdruck hatte viel von seinem Schrecken und Kummer verloren, und er merkte, daß für sie eine beträchtliche Zeit verstrichen war.

»Hallo, Doktor«, sagte sie.

»Ich bin deinetwegen zurückgekommen«, sagte sie und fügte gleich darauf hinzu: »Fast ein Monat ist vergangen. Es tut mir leid, daß es so lange gedauert hat. Wie lange war es für dich? Du hast keinen Bart, und deine Kleider sehen noch genauso aus ... Ich hoffe, es ist derselbe Tag.«

»Ja«, murmelte er, Und seine Stimme klang rau und krächzend wie die eines Fremden.

»Komm schon«, sagte sie und winkte ihm. »Steig ein. Ich bringe dich in deine Zeit und zu deiner Frau zurück, Doktor.« Sie lächelte ihn an, und es war ein gezwungenes Lächeln. »Du hast es nicht verdient, hier zurückgelassen zu werden.« Sie fügte hinzu: »Niemand aus deiner Zivilisation würde dich jemals hier finden, dafür hat Helmar gesorgt. Dies ist das Jahr 1597. Für eine sehr, sehr lange Zeit wird niemand hierherkommen.«

Zitternd trat er in das Zeitschiff.

Nachdem sie die Tür hinter ihm geschlossen hatte, sagte er: »Warum hast du deine Meinung geändert?«

Loris sagte: »Eines Tages wirst du es verstehen. Es hat mit etwas zu tun, was wir beide zusammen getan haben, etwas, was in diesem Augenblick nicht wichtig zu sein schien.« Wieder lächelte sie ihn an, aber dieses Mal war es ein rätselhaftes, fast zärtliches Lächeln, das ihre vollen, dunklen Lippen bewegte.

»Ich weiß es zu würdigen«, sagte er.

»Willst du, daß ich dich auf direktem Weg zurückbringe?« fragte sie, nachdem sie sich vor die Kontrollen gesetzt hatte. »Oder gibt es in unserem Zeitalter etwas, was du brauchst? Deinen Instrumentenkoffer habe ich dabei.« Sie zeigte hin, und er sah den vertrauten grauen Koffer auf dem Boden des Zeitschiffes.

Unter Schwierigkeiten sagte er: »Ich würde gern für eine kleine Weile in das Landhaus zurückkehren. Ich möchte mich waschen, meine Kleider wechseln, mich ausruhen. In dieser Aufmachung will ich nicht zu meiner Familie zurückkehren.« Er zeigte auf das zerfetzte Fellkostüm und die Reste der Färbung. »Sie würden denken, ich sei ein aus dem Zoo entflohener Wilder.«

»Natürlich«, sagte Loris in ihrer formellen, sachlichen Art und mit der aristokratischen Höflichkeit, mit der er so vertraut geworden war. »Wir werden in meine Zeit zurückkehren, und du wirst alles bekommen, was du brauchst. Natürlich mußt du dich versteckt halten. Niemand außer mir darf dich sehen, aber das verstehst du bestimmt. Ich bringe dich direkt in mein Apartment.«

»Fein«, sagte er. Und in einem Ansturm von Elendsempfindungen dachte er: Ich kehre wegen ihres Vaters zurück, um das zu vollenden, was ich vollenden muß. Was wird sie empfinden, wenn sie es je herausfindet? Vielleicht findet sie es nie heraus. Wenn ich auch nur für eine Sekunde von der Zeitmaschine Gebrauch machen kann ...

Sie hat mich gerettet, dachte er. Sie hat mich gerettet, damit ich ihren Vater zum zweitenmal ermorden kann.

Schweigend saß er da und sah zu, wie sie die Kontrollen bediente.

16

Das Zeitschiff kam in einem mit Pflastersteinen ausgelegten Innenhof zum Stillstand. Als Parsons ins Freie trat, sah er die eisernen Geländer vorgewölbter Balkone und feuchtes Laub. Dann führte ihn Loris durch eine Tür und einen verlassenen Korridor entlang.

»Dieser Teil des Landhauses«, sagte sie über die Schulter zurück zu ihm, »gehört mir, deshalb brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Hier wird uns niemand belästigen.«

Bald darauf lag er in einer Badewanne voll heißem Wasser, den Kopf an den Porzellanrand gelehnt, die Augen geschlossen, und genoß den Duft von Seife und den Frieden und die Stille des Raumes.

Beinahe im gleichen Augenblick ging die Tür auf, und Loris trat mit einer Annladung Waschlappen und Handtücher ein. »Tut mir leid, wenn ich dich störe«, sagte sie, während sie ein flauschiges weißes Badetuch über ein Wandgestell hängte.

Er antwortete nicht. Er öffnete nicht einmal die Augen.

»Du bist müde«, sagte sie und unterbrach ihre Tätigkeit. »Ich weiß jetzt, weshalb dich keiner unserer Signalgeber erreicht hat.«

Daraufhin öffnete er die Augen.

»Diese erste Reise, die du unternommen hast«, erklärte sie. »In die ferne Zukunft. Als du nicht wußtest, wie man das Schiff steuert.«

»Was ist mit den Signalgebern passiert?«

»Helmar hat sie zerstört«, sagte sie.

»Warum?« fragte er, plötzlich hellwach.

Sie wischte ihre langen schwarzen Haare aus dem Gesicht zurück und sagte ruhig: »Wir haben jede nur erdenkliche Möglich-

keit erforscht, die Kette an irgendeiner Stelle zu durchbrechen. Du verstehst – nur sehr wenige von uns hegen dir gegenüber irgendwelche freundlichen Gefühle.« Sie zögerte und betrachtete ihn, wie er in der Wanne lag. »Seltsam«, sagte sie, »dich wieder hier zu haben. Du wirst die Nacht bei mir verbringen, nicht wahr?«

Er sagte: »Helmar hat also getan, was er nur konnte, um mich in der Zukunft gefangen zu halten.« Er dachte: Die Vergangenheit von Nova Albion war nicht schlimm genug für mich. Als er sich an die unwirtlichen Ebenen der zukünftigen Erde erinnerte, schreckte er zusammen. Und sie hatten ihr Bestes getan. Wenn es die Tafel nicht gegeben hätte ... Abrupt sagte er: »Und er hat auch versucht, das Granitmonument mit der Tafel zu finden ...«

»Er hat danach gesucht«, gab Loris zu, »aber er hat sie nicht gefunden. Wir – und besonders Helmar – hatten einige Zweifel daran, ob es eine solche Tafel überhaupt gegeben hat. Alle Signalgeber wurden gefunden und das ohne ernsthafte Schwierigkeiten, denn wir wußten genau, wo sie waren und wie viele wir losgeschickt hatten. Helmar kehrte zurück, aber das machte keinen Unterschied. Mein Vater ...« Sie zuckte mit den Schultern, die Arme vor der Brust verschränkt. »Auf ihn hatte das Ganze keine Auswirkung.«

Nach dem Bad trocknete er sich ab. Er rasierte sich, streifte ein Seidengewand über, das ihm Loris bereitgelegt hatte, und verließ das Badezimmer.

Loris saß zusammengerollt in einem Sessel in einer Ecke des Schlafzimmers, die Füße nackt. Sie trug eine chinesische Kuli-Hose und ein weißes Baumwollhemd. An den Handgelenken baumelten schwere Silberarmbänder. Und sie hatte ihre Haare zu einem Ponyschwanz zurückgebunden. Sie wirkte nachdenklich und schweigsam.

»Was ist los?« fragte er.

Sie blickte auf. »Ich lasse dich nicht gerne gehen. Ich möchte ...« Urplötzlich glitt sie aus dem Sessel und schritt im Zimmer umher, die Finger in die Seitentaschen ihrer hellblauen Hose gehakt. »Ich möchte dir etwas sagen, Doktor, obwohl es besser wäre, ich würde meinen Mund halten. Eines Tages vielleicht ...« Sie drehte sich rasch um und sagte: »Ich halte eine ganze Menge von dir. Du bist ein feiner Kerl.«

Er dachte: Sie macht es mir schwer. Unerträglich schwer. Ich wüßte gern, ob ich es tun kann. Aber mir fällt keine Alternative dazu ein.

Seine Kleider lagen sorgfältig auf einem Schrankregal aufgestapelt. Jetzt holte er sie herunter.

»Was hast du vor?« fragte Loris, die ihm zusah. »Willst du dich nicht schlafen legen?« Sie zeigte ihm den Pyjama, den sie für ihn besorgt hatte.

»Nein«, sagte er. »Ich möchte noch eine Weile aufbleiben.«

Nachdem er sich angezogen hatte, blieb er unentschlossen vor der Tür des Apartments stehen.

»Du bist so nervös«, sagte Loris. »Hast du Angst, weil du hier im Landhaus bist? Oder glaubst du, daß Helmar hier hereinplatzen könnte?« Sie ging an ihm vorbei und verriegelte die Tür zum Korridor, und er roch den warmen Duft ihrer Haare. »Niemand darf hier hereinkommen. Das Schlafzimmer der Königin ist heilig.« Sie lächelte und zeigte ihre ebenmäßigen, weißen Zähne. »Amüsiere dich«, flüsterte sie sanft und legte ihm die Hand auf den Arm. »Das ist unsere letzte gemeinsame Nacht, mein Liebling.« Sie beugte sich vor und küßte ihn mit großer Zärtlichkeit auf den Mund.

»Es tut mir leid«, sagte er und entriegelte die Tür.

»Wohin gehst du?« Jetzt tauchte Wachsamkeit auf ihrem Gesicht auf. »Du hast irgend etwas vor. Was?« Katzenschmeideig schob

sie sich an ihm vorbei und versperrte ihm den Weg. Ihre Augen funkelten. »Ich lasse dich nicht gehen«, sagte sie. »Du willst dich an Helmar rächen, nicht wahr? Ist es das?« Sie musterte ihn eingehend. »Nein, das ist es nicht. Aber was ist es dann?«

Er legte ihr die Hände auf die Schultern und schob sie beiseite. Ihr durchtrainierter Körper versteifte sich. Einen Moment lang zerrte sie an seinen Händen, aber dann erhellte plötzlich Verstehen ihr Gesicht.

»O Gott«, flüsterte sie. Jegliche Farbe wich aus ihrem Gesicht, das milde Rot verblaßte, und für einen Sekundenbruchteil starrte er in das hagere, elende Gesicht einer alten Frau. »Doktor«, hauchte sie. »Bitte nicht.«

Er zog die Tür auf.

Sofort war sie bei ihm. Ihre Finger harkten über sein Gesicht, zerkratzten seine Haut, krallten nach seinen Augen. Instinktiv fuhr sein Arm hoch, und er schleuderte sie zurück. Aber sie klammerte sich an ihm fest, zog ihn herunter, zerrte mit ihrer ganzen Kraft und mit dem Gewicht ihres Körpers an ihm. Ihre weißen Zähne blitzten, und sie biß ihn wie eine Furie in den Hals. Mit der anderen Hand schlug er ihr ins Gesicht. Sie stieß ein heiseres Keuchen aus und fiel zurück.

Hastig verließ er das Apartment und trat in den Flur hinaus.

»Halt!« fauchte sie und jagte hinter ihm her. Sie zog etwas aus ihrer Bluse, ein schlankes Metallrohr ... Er sah sie und schlug zu. Seine Faust erwischte sie an der Kieferseite, aber der schlimmsten Wucht des Schlages hatte sie ausweichen können. Ihre Augen wurden vor Schmerzen glasig, aber sie fiel nicht. Das Rohr schwankte, und er wollte sie packen. Sie zuckte zurück, weg von ihm, und er sah das Rohr auf sich gerichtet und dazu den Ausdruck auf Loris' Gesicht. Das Leiden. Sie hob die Hand, zog sie zurück, schleuderte das Energierohr auf ihn und schluchzte.

Das Rohr fiel dicht vor seinen Füßen zu Boden und rollte davon.

»Zur Hölle mit dir«, stöhnte sie, wobei sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. Sie drehte sich um, wandte ihm den Rücken zu, und er sah die Zuckungen, die sie quälten. »Geh schon«, schrie sie und fuhr wieder zu ihm herum, während Tränen über ihre Wangen strömten.

Schnell rannte er den Flur in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Er trat in den dunklen Hof hinaus. Dort sah er undeutlich den Umriß des Zeitschiffes. So schnell wie möglich ging er an Bord, schlug die Tür zu und verschloß sie.

Konnte er es steuern? Er setzte sich und inspizierte die Skalen. Dann konzentrierte er sich, versuchte sich an alles zu erinnern, was ihm Loris vor der Reise in die Vergangenheit von Nova Albion beigebracht hatte, und drückte einen Kippschalter.

Die Maschinen summten. Skalenanzeiger schwenkten hoch, und er las die Anzeigen ab.

Er drückte einen weiteren Schalter, und dann berührte er zögernd eine Taste.

Eine Skala zeigte an, daß er eine halbe Stunde in der Zeit zurückversetzt war. Das gab ihm eine halbe Stunde Zeit, sämtliche Skalen gründlich zu studieren, um sein früheres Wissen aufzufrischen.

Er beruhigte sich und begann mit der Überprüfung.

An einem Zeitpunkt eineinhalb Tage in der Vergangenheit stoppte er die Maschinen. Vorsichtig entriegelte er die Tür des Schiffes und drückte sie auf.

Niemand war in Sicht.

Er trat hinaus, überquerte den Hof und kletterte zu einem Balkon hinauf, aber dann überlegte er es sich anders.

Zuerst mußte er einen von Coriths Pfeilen holen.

Irgendwo im Keller, in der ersten unterirdischen Etage, würde er den Arbeitsraum finden, in dem Corith sein Kostüm hergestellt hatte. Aber würde er dort auch Pfeile finden? Einige davon befanden sich weit zurück in der Vergangenheit, in Nova Albion. Einer, den er aus Coriths Brust herausoperiert hatte, mußte irgendwo hier im Landhaus sein, vorausgesetzt, er war nicht zerstört worden.

War Corith das zweitemal an *demselben* Pfeil gestorben?

Jetzt erinnerte er sich ... Dieser Pfeil war doch auseinandergenommen worden. Er hatte Feuersteinspitze und Feder entfernt und analysieren lassen. Also konnte Coriths zweiter Tod nicht von diesem Pfeil verursacht worden sein. Es mußte einer der anderen gewesen sein. Und anders als der erste war dieser zweite Pfeil nicht entfernt worden. Wenigstens nicht mit seinem Wissen.

Es war offenbar ziemlich spät in der Nacht, schon fast Morgen. Das Kunstlicht erhellte verlassene Korridore.

Mit unendlicher Vorsicht schlich er in das erste unterirdische Stockwerk hinunter.

Eine Stunde lang suchte er vergeblich nach einem von Coriths Pfeilen. Schließlich gab er auf. Jetzt zeigten die Uhren an den Wänden all der verschiedenen Räume bereits halb sechs an. Bald würde das Landhaus zum Leben erwachen.

Er hatte keine andere Wahl, als dieses Pfeiles wegen in die Vergangenheit zurückzukehren.

Er ging zu dem Zeitschiff zurück, schloß sich ein und setzte sich wieder an die Kontrollen.

Dieses Mal versetzte er sich und das Schiff fünfunddreißig Jahre in die Vergangenheit, in eine Zeit, in der weder Loris noch Helmar existierten. Und in eine Zeit, so hoffte er, in der Corith noch nicht zu seiner unseligen Begegnung in der fernen Vergangenheit aufgebrochen war.

Wieder war er spät in der Nacht angekommen. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, den Arbeitsbereich des Landhauses jenes Zeitraumes und damit die Maschinenwerkstätten ausfindig zu machen. Aber Coriths Arbeitszimmer war natürlich sorgfältig verschlossen. Es erforderte einen geschickten Gebrauch des Zeitschiffes, bis er einen Moment entdeckte, in dem er eintreten konnte. Aber schließlich fand er einen solchen Moment. Die Tür des Arbeitsraumes stand offen, und niemand war in der Nähe. Corith war unterwegs, um sich ein ganz spezielles Werkzeug zu holen. Parsons erblickte den davongehenden Mann kurz, und eine Inspektion der nahen Zukunft ergab, daß er mindestens zwei Stunden lang nicht zurückkehren würde.

Als er eintrat, sah er hier und dort halb fertiggestellte Kostüme und auf einer Werkbank den Büffelschädel, Farben, Fotografien von den Indianerstämmen der fernen Vergangenheit. Er kramte herum und untersuchte alles. Neben einer Drehbank fand er drei Pfeile. Nur bei einem davon war die Feuersteinspitze befestigt. Mit einem komischen Gefühl im Magen hob er einen Meißel auf, den Corith benutzt hatte. Und hier lag auch der rohe Feuerstein. Er bemerkte das Lehrbuch über Steinzeitgerätschaften, das Corith als Fachlektüre verwendet hatte: das schwere Buch war an der Wand aufgestellt und wurde mit einem Holzklotz aufgeschlagen gehalten.

Dieses Buch – in englischer Sprache – war aus der Bücherei der Universität von Kalifornien gestohlen worden. Am 12. März 1938 war die Rückgabe fällig, und danach würde der Entleiher mit einer Geldbuße belegt werden.

Anstelle des einen fertigen Pfeiles wählte er einen halbfertigen aus, da er sich sagte, daß Corith dessen Fehlen nicht so schnell bemerken würde. Er studierte das Buch und den fertigen Pfeil sehr genau und begriff, wie der Feuerstein und die Federn ange-

bracht werden mußten.

Er setzte sich an die Werkbank und schaffte es, den Pfeil zu vollenden. Dazu brauchte er allerdings weit über eine Stunde. Ich wüßte gern, ob ich ihn so gut hinbekommen habe wie Corith, fragte er sich.

Er nahm den fertigen Pfeil mit, verließ vorsichtig das Arbeitszimmer im Untergeschoß, stieg die Treppen hinauf und ging die Korridore entlang zum Zeitschiff. Wieder sah ihn niemand. Ohne Zwischenfall kehrte er in das Schiff zurück.

Und jetzt, dachte er, gibt es nichts mehr zu erledigen als die Tat selbst. Kann ich es überhaupt tun? Ich muß, wurde ihm klar.

Ich habe es bereits getan.

Präzise stellte Parsons die genaue Zeit ein, jene Phase, in der Corith besinnungslos im Bett lag und sich von der Operation erholte. Immer wieder überprüfte er die Anzeigen seiner Skalen. Wenn er an dieser Stelle einen Fehler machte ...

Aber er wußte mit bleierner Hoffnungslosigkeit, daß er keinen Fehler machen würde – keinen gemacht hatte.

Er wickelte den Pfeil ein und steckte ihn unter sein Hemd.

Auf dieser Fahrt mußte er sich sowohl im Raum als auch in der Zeit bewegen. Das Zimmer, in dem Corith lag, war gut bewacht: Er konnte nicht unbemerkt und unerkant hineingelangen. Natürlich würden ihn die Wachen hineinlassen, aber logischerweise konnten sie ihn dann später identifizieren. Er mußte direkt im Zimmer auftauchen, dicht neben dem Bett des Patienten.

Er begann mit der gleichen Präzision die Kontrollen einzustellen, die das Schiff räumlich versetzten. Dann schaltete er Raum und Zeit parallel. Ein Punkt glühte auf dem Schirm auf ...

Die Kontrolltafel summte, Skalenzeiger bewegten sich. Die Apparaturen schalteten sich von allein aus. Die Reise war been-

det, und wenn er den Anzeigen vertrauen konnte, dann war er an Ort und Stelle angekommen.

Hastig öffnete er die Tür des Zeitschiffes.

Ein vertrautes Zimmer mit weißen Wänden. Links von ihm befand sich ein Bett, auf dem ein Mann lag, ein dunkelhäutiger Mann mit kantigen Gesichtszügen, die Augen geschlossen.

Er hatte es geschafft!

Parsons ging zum Bett hinüber und beugte sich vor. Er hatte nur ein paar Sekunden Zeit. Er durfte nicht zögern. Entschlossen holte er den Pfeil hervor und riß die Umhüllung ab.

Der Mann auf dem Bett atmete flach. Seine großen, starken Hände lagen seitlich an den Körper gepreßt, kupferfarben gegen das Weiß der Laken. Sein dichtes, schwarzes Haar ergoß sich über das Kissen.

Noch einmal, dachte Parsons. Als wäre einmal nicht für uns beide genug. Zitternd umfaßte er den Pfeil mit beiden Händen und hob ihn. Kann ich so die Rippen durchstoßen, fragte er sich. Ja. Der weiche, verwundbare Bereich rings um das Herz ... Er hatte ihn freigelegt, um die Operation durchführen zu können.

Guter Gott, durchzuckte es ihn voller Entsetzen. Er mußte den Pfeil in diese Stelle hineintreiben, in das noch nicht einmal verheilte Gewebe, das er erst vor so kurzer Zeit vernäht hatte. Dieser Zynismus ...

Unter ihm flatterten Coriths Lider. Sein Atem veränderte sich. Und noch während Parsons dastand und den Pfeil hielt, öffnete Corith die Augen.

Er starrte zu Parsons empor, und zuerst sahen die leeren Augen nichts. Aber dann kehrte fast unmerklich das Bewußtsein zurück. Die schlaffen Linien des müden Gesichts veränderten sich, gewannen an Kraft.

Parsons senkte den Pfeil langsam hinunter, aber seine Hände

zitterten so sehr, daß er ihn noch einmal zurückziehen und neu beginnen mußte.

Jetzt hefteten sich die Blicke aus den dunklen Augen auf ihn. Der Mann öffnete den Mund, die Lippen zogen sich zurück, als versuche Corith zu sprechen.

Nach fünfunddreißig Jahren, dachte Parsons, kehrt er ins Leben zurück – dafür.

Corith hob eine Hand vom Laken, ließ sie ein paar Zentimeter hochschweben und dann zurückfallen. »Sie schon wieder ...«, flüsterte er.

»Es tut mir leid«, sagte Parsons.

Verstehen flackerte in den dunklen Augen. Er schien sich des Pfeils bewußt zu sein. Wieder hob er die Hand, als wolle er danach greifen. Aber er nahm den Blick nicht von Parsons. Schwach murmelte er: »Sie waren gegen mich ... von Anfang an.« Kaum merklich hob und senkte sich die Brust unter dem Laken. »Sie haben mich bespitzelt ... bei meiner Arbeit ... mich angelogen ... so getan, als wären Sie auf meiner Seite.« Jetzt berührten die schwachen, zitternden Hände den Pfeil und fielen dann zurück. Coriths Bewußtsein versiegte. Er blickte Parsons erstaunt und mit dem leeren, besorgten Blick eines Kindes an.

Ich kann es nicht tun, durchzuckte es Parsons.

Mein ganzes Leben, alles, was ich je war und wofür ich stehe, hindert mich daran. Auch wenn es meinen Tod bedeutet, auch wenn mich dieser Mann nach seinem Erwachen identifizieren und anklagen und auf mich zeigen wird – und seine fanatische, paranoide Rache bekommt. Parsons ließ den Pfeil sinken und dann neben dem Bett zu Boden fallen.

Er empfand eine totale, betäubende Angst ... Er hatte verloren.

Also kann dieser Mann weitermachen, dachte er. Und er blieb neben dem Bett stehen und schaute auf Corith hinunter. Nichts

wird ihn aufhalten. Ein Irrer. Zuerst wird er mich vernichten, dann wird er sich seinen restlichen Feinden widmen. Trotzdem kann ich es nicht tun.

Er wandte sich von dem Bett ab, ging auf unsicheren Beinen zum Zeitschiff zurück, trat hinein und verriegelte die Tür hinter sich. Aber dennoch war er hier drinnen nicht in Sicherheit. Er schaltete die Kontrollen ein und versetzte das Zeitschiff um zwei Stunden in die Zukunft. Zwei Stunden oder zweitausend Jahre, es machte keinen Unterschied. Nicht wenn Corith lebte. Nicht für diesen anderen, früheren Parsons, der bei Loris saß und darauf wartete, daß sein Patient das Bewußtsein zurückerlangte.

Jetzt kann sich die Vergangenheit entwirren. Jetzt kann der neue Kreislauf von Ursache und Wirkung beginnen. Er hat in dem Moment am Bett angefangen, als ich den Pfeil nicht in die Brust des Mannes treiben konnte. Als ich ihn am Leben gelassen habe. Von diesem Augenblick an entsteht eine völlig neue Welt, ein neues Geschehen spult sich ab und drängt mit seiner eigenen dynamischen Kraft voran.

Nachdem er die Kontrollen des Zeitschiffes ausgeschaltet hatte, blieb er an der Tür zögernd stehen. Soll ich es beobachten, dachte er. Zusehen, wie Corith das Bewußtsein wiedererlangt, Frau und Sohn und Tochter und Mutter um sich ... Und auch ich werde dasein. Wir alle werden sehr glücklich sein – zufrieden. Und wir beugen uns vor, um nur ja jedes Wort von ihm zu vernehmen.

Kann ich zusehen?

Seltsam – daß er noch immer hier war. Er hatte erwartet, die Veränderung würde sofort eintreten, sobald er sich vom Bett entfernte.

Jetzt mußte er nachsehen – sofort.

Er riß die Tür des Zeitschiffes auf und blickte auf eine Szene hinaus, die er schon einmal erlebt hatte. Leute standen vor und

neben dem Bett, Leute, die ihn nicht beachteten und ihm den Rücken zuwandten. Die komplizierte Maschinerie des Landhaus-Seelenquaders, die Pumpen, die die Vereisung manifestierten ... Schon war Corith in diese Vereisungsflüssigkeit zurückgelegt worden ... Er sah ihre von Kummer gezeichneten Gesichter und dann Corith selbst, wie er in dem gespenstischen Medium trieb.

Und der Pfeil ragte wie zuvor aus seiner Brust.

Augenblicklich schlug Parsons die Tür des Zeitschiffes zu, drückte Tasten, kippte Schalter und jagte das Schiff ziellos in die Zeit davon, fort von dieser Szene. Hatten sie ihn bemerkt? Offenbar nicht, denn in dem Raum hatte eine chaotische Aktivität geherrscht, Menschen waren gekommen und gegangen ... Und er selbst ... er hatte sich mit Loris neben dem Seelenquader stehen sehen, und beide waren sie im Schock des Augenblicks verloren gewesen. Keiner von ihnen war fähig, das zu verstehen oder zu erklären – oder auch nur akzeptieren zu können, was geschehen war.

Und genauso erging es ihm jetzt ebenfalls.

Erschüttert saß er an den Kontrollen. Also war ich es nicht, stellte er fest. Ich habe ihn nicht getötet. Beim zweitenmal hat es jemand anders getan.

Aber wer?

Er mußte zurückkehren, wenn er das herausfinden wollte. Nachdem er den Raum verlassen hatte und in sein Zeitschiff zurückgekehrt war, mußte jemand anders angekommen sein. Loris? Aber sie war die ganze Zeit bei ihm gewesen. Sie waren zusammen gewesen, als Helmar die Nachricht überbracht hatte. Helmar?

Wenn Corith ins Leben zurückkehrte, dann war Helmar beiseite gedrängt. Zum erstenmal in seinem Leben. Sein mächtiger Vater war zurückgekehrt ... Und für Corith würde es ein leichtes sein,

die Führung des Wolfs-Clans wieder zu übernehmen. Helmar würde zu einem Nichts zusammenschrumpfen. Oder ...

Schritt für Schritt begann er methodisch, die Kontrollen des Zeitschiffes einzustellen.

Wen würde er sehen, wenn er die Tür öffnete? Er bereitete sich auf den Anblick vor, rechnete auf Sekunden herunter und brachte das Schiff an den Zeitpunkt, der unmittelbar dem Augenblick folgte, in dem er aufgebrochen war. Es würde keine Lücken geben. Er würde während des ganzen Verlaufs anwesend sein. Es muß gleich darauf passiert sein, entschied er. Sobald ich weg war, ist jemand anders hereingekommen. Jemand hat die Zimmertür geöffnet und ist hereingehuscht. Möglicherweise haben sie mich gesehen ... Er oder sie haben abgewartet, bis ich verschwunden war.

Er warf die Kontrollen auf *Aus*, sprang hoch, rannte zur Tür des Schiffes, öffnete sie und blickte in das Zimmer hinaus.

Neben dem Bett standen zwei Personen, ein Mann und eine Frau, die sich über Coriths ausgestreckten Körper beugten. Der Arm des Mannes sauste hoch, kam ruckartig wieder herunter, und die Tat war vollbracht. Schnell huschten der Mann und die Frau vom Bett weg, lautlos, bereits auf der Flucht. Sie verschwendeten keine Zeit, ihre Bewegungen waren geschickt und methodisch. Offenbar war jeder Schritt lange im voraus sorgfältig geplant worden. Sie drehten sich um und wandten ihm ihre straffen, angespannten Gesichter zu.

Er hatte keinen von ihnen jemals zuvor gesehen. Der Mann und die Frau waren ihm völlig fremd.

Sie waren jung, kaum älter als achtzehn oder neunzehn, mit entschlossenen, ebenmäßigen Gesichtern, und ihre Haut war fast so hell wie seine eigene. Die Haare der Frau waren weizenfarben, die Augen blau. Der Mann, etwas dunkler, hatte buschige Augen-

brauen und fast schwarzes Haar. Aber sie hatten beide dieselben feingezeichneten Wangenknochen und ausdrucksstark geformten Kieferlinien, er sah die Ähnlichkeit zwischen ihnen, das Funkeln, die Wachsamkeit und Klarheit in ihrem Blick, die hohe Intelligenz.

Die Frau – oder das Mädchen – erinnerte ihn an Loris. Sie hatte Loris' Haltung, ihre wohlgeformten Schultern und Hüften. Und auch der Körper des Mannes wies vertraute Linien auf.

»Hallo«, sagte das Mädchen.

Beide trugen sie die grauen Kleider des Wolfs-Clans, jedoch nicht das Emblem. Auf dem Brustteil ihrer Kleider war ein neues Emblem eingestickt: überkreuzte Schlangen, die sich an einem von ausgebreiteten Flügeln gekrönten Stab emporwanden. Der Äskulapstab. Das alte Zeichen des Ärztstandes.

Der Junge sagte: »Wir sollten so schnell wie möglich von hier verschwinden, Doktor. Nimmst du meine Schwester in deinem Schiff mit?« Er zeigte auf etwas, und Parsons sah neben seinem Schiff eine zweite, identische Metallkugel, deren Tür offenstand. »Wir treffen uns später in der Zeit ... Grace kennt die Stelle.« Er lächelte Parsons kurz zu, als er an ihm vorbei und zu seinem eigenen Schiff stürmte. Die Tür schloß sich hinter ihm, und das Schiff verschwand sofort.

»Bitte Doktor«, sagte das Mädchen eindringlich und berührte seinen Arm. »Läßt du mich die Kontrollen bedienen? So geht es schneller, als wenn ich dir Anweisungen geben muß ...« Sie hatte sich bereits an ihm vorbeigedrängt. Er zuckte mit den Schultern und sah zu, wie sie die Tür schloß.

Nach einer Pause sagte Parsons: »Wie geht es deiner Mutter?«

»Du wirst sie sehen«, erwiderte das Mädchen. »Es geht ihr gut.«

»Ihr seid Loris' Kinder ... aus der Zukunft.«

»Und deine Kinder«, sagte das Mädchen. »Dein Sohn und deine Tochter.«

17

Während das Zeitschiff in die Zukunft glitt, verstand Parsons endlich, weshalb Loris ihre Meinung geändert hatte. Weshalb sie seinetwegen nach Nova Albion zurückgekehrt war, obwohl sie wußte, daß er ihren Vater getötet hatte.

Im folgenden Monat hatte sie entdeckt, daß sie schwanger war. Möglicherweise war sie sogar in die Zukunft gereist und hatte ihre Kinder gesehen. Auf jeden Fall aber hatte sie die Kinder zur Welt kommen lassen. Sie hatte die Zygoten nicht entfernen lassen und heimlich in den großen Seelenquader gesteckt, damit sie mit den Hunderten von Millionen verschmolzen, die bereits darin aufbewahrt wurden.

Als ihm das klar wurde, empfand er ihr gegenüber eine tiefe, demütige Dankbarkeit, gleichzeitig jedoch auch Stolz.

»Wie heißt dein Bruder?« fragte er das Mädchen. Seine Tochter stellte er mit einer weiteren Vertiefung seiner Regung fest.

»Nathan. Sie – unsere Mutter – wollte, daß wir Namen tragen, denen du zustimmen würdest.« Sie hob den Kopf und betrachtete ihn. »Meinst du, wir sehen dir ähnlich? Hättest du uns erkannt?«

»Ich weiß nicht«, sagte er. Im Moment war er zu überwältigt, um darüber nachdenken zu können.

»Wir haben dich erkannt«, sagte Grace. »Aber natürlich waren wir auch darauf vorbereitet, dich zu sehen. Wir haben gewußt, daß du kommen würdest, um zutun, was getan werden mußte. Und wir haben gewußt, daß du nicht in der Lage sein würdest, das fertigzubringen.«

Und deshalb, dachte er, seid ihr zurückgekommen und habt es für mich getan. Ihr beide. Laut sagte er: »Was empfindet eure Mutter bei dem, was ihr getan habt?«

»Sie versteht, daß es notwendig ist. Es wäre nicht gutgegangen, wenn sie von Corith Kinder bekommen hätte. Es hat schon viel zuviel Inzucht gegeben, und dessen war sie sich selbst zu deiner Zeit bewußt. Aber es schien keine Alternative zu geben, und die alte Dame – unsere Urgroßmutter Nixina – hätte etwas anderes nicht erlaubt. Natürlich ist sie in unserer Zeit schon lange tot.«

Parsons sagte: »Sag mir, weshalb ihr das Äskulap-Wappen auf eurer Kleidung tragt.«

»Nachher, wenn wir zurück sind. Damit wir alle dabei sein können, meine Mutter und mein Bruder und du und ich.«

Er dachte: die Familie in ihrer Gesamtheit.

»Sie hat euch von mir erzählt?« fragte er das Mädchen.

»Oh ja. Alles, was sie über dich wußte. Wir haben lange darauf warten müssen, um dich von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.« Ihre gleichmäßigen, weißen Zähne blitzten, als sie ihn anlächelte. Genau wie Loris mich angelächelt hat, dachte er.

Die ganze Geschichte wiederholt sich. Und dieses Mädchen hat Jahr für Jahr gewartet, ihr gesamtes bisheriges Leben, bis zu diesem Augenblick, um ihren Vater zum erstenmal zu sehen. Aber im Gegensatz zu Corith war ich nicht in einem durchsichtigen Quader beerdigt.

Als er mit seiner Tochter aus dem Zeitschiff stieg, kam ihnen Loris entgegen. Sie war grauhaarig, eine hübsche Frau mittleren Alters ... Ende Fünfzig, stellte er fest. Und sie hatte noch immer dieses ausdrucksstarke Gesicht, die aufrechte Haltung.

Ihre Hand kam hoch, und er sah die Freude in Loris' Augen – in diesen großen, dunklen Augen.

»Als ich dich das letztmal gesehen habe«, sagte sie mit rauher Stimme, »habe ich dich verflucht. Es tut mir leid, Jim.«

»Ich konnte es nicht tun. Ich bin zu ihm gegangen, aber das war alles.« Dann wurde er still.

»Für mich liegt das alles schon lange zurück«, sagte Loris. »Was sagst du zu unseren Kindern?« Sie zog Grace zu sich herüber, und jetzt erschien Nathan im Eingang des anderen Schiffes. »Sie sind fast neunzehn«, sagte sie. »Sehen sie nicht prächtig und gesund aus?«

»Ja«, stimmte er knapp zu und schaute alle drei an. Dies ist *seiner* Situation so ähnlich, dachte er. Wenn er ins Leben zurückgekehrt wäre ... Seine Frau um so vieles älter, seine beiden Kinder, von deren Existenz er nicht einmal etwas ahnte ... »Die Kombination deines und meines rassischen Erbguts ergibt eine recht attraktive Mischung«, sagte er.

»Die Vereinigung der Gegensätze«, gab Loris zurück. »Komm, damit wir uns setzen und reden können. Du wirst doch eine Weile bleiben, bevor du in deine eigene Zeit zurückkehrst, oder?«

Zu meiner Frau, dachte er. Wie schwer es ist, das mit all dem hier in Einklang zu bringen, mit all dem, was ich hier sehe.

Die Hochburg des Wolfs-Clans schien sich in den vergangenen zwanzig Jahren nicht verändert zu haben. Parsons blickte sich um ... Dieselben dunklen, massiven, gealterten Balken, die breiten Treppen, die Steinwände, die ihn von Anfang an so sehr beeindruckt hatten. Dieses Gebäude würde noch sehr, sehr lange stehen. Auch die Umgebung war dieselbe geblieben – die Rasen und Bäume, die Blumenbeete.

»Stenog hat zehn Jahre lang Drakes Stelle eingenommen«, sagte Loris. »Für den Fall, daß mein Vater einen zweiten Versuch unternehmen würde. Stenog hat nie den genauen Sachverhalt herausgefunden. Er glaubte fest daran, Corith könnte einen weiteren Mordversuch starten, aber natürlich ist mein Vater jetzt schon seit fast genau zwanzig Jahren zu Grabe getragen worden. Wir haben

keine weiteren Versuche unternommen, ihn wiederzubeleben. Nixina ist bald nach unserer Rückkehr von Nova Albion gestorben, und ohne sie ist viel von dem alten Schwung verlorengegangen.«

Das also war der Katalysator des Ganzen, dachte Parsons. Die wilden, unbeugsam geschmiedeten Pläne einer vertrockneten, kleinen, alten Dame, die sich selbst als die treibende Kraft einer wiedergeborenen alten Rasse sah.

»Es war ein vernichtender Schlag für uns«, fuhr Loris fort, »als wir feststellen mußten, daß der Mann, den wir als Inbegriff der eroberungswütigen Weißen ausgewählt hatten, in Wirklichkeit ein Mann aus unserer Zeit war, in unserer Kultur geboren, ihren Werten verhaftet. Stenog ist in die Vergangenheit gereist, weil er unsere Kultur schützen wollte. Das heißt, jenen Aspekt unserer Kultur, den zu bewahren er sich zur Aufgabe gemacht hat. Wie du weißt, identifiziert sich unser Stamm nicht mit deren System von Geburt oder Tod.« Sie setzte hinzu: »Ich muß dir noch eine Menge darüber erzählen, Jim.«

Später saßen die vier beisammen, tranken Kaffee und sahen einander an.

»Was bedeutet der Äskulapstab«, fragte Parsons, obwohl sich mittlerweile eine vage Ahnung in ihm ausbreitete.

»Wir sind in deine Fußspuren getreten«, erklärte ihm seine Tochter.

»Das stimmt«, bekräftigte Nathan. »Es ist nach wie vor illegal, aber nicht mehr lange – wir wissen, daß man es in weiteren zehn Jahren akzeptieren wird. Wir haben uns die Zukunft angesehen.« Sein junges Gesicht glänzte vor Stolz und Entschlossenheit. Parsons sah etwas von dem Fanatismus der Familie darin, diesem wilden Verlangen, sich um jeden Preis zu behaupten. Aber dieser Junge hatte die Realität im Griff. Er und seine Schwester waren

nicht so weit von der tatsächlichen Welt entfernt, die fast paranoiden Träume waren vergangen.

Wenigstens hoffte er, daß sie vergangen waren. Er verlagerte den Blick und betrachtete Loris. Die ältere Loris.

Kann sie mit ihnen fertig werden, fragte er sich. Das Bild von dem Jungen und dem Mädchen neben Coriths Bett war ihm noch lebhaft im Sinn. Die schnelle Tat, innerhalb von Sekunden ausgeführt ... Er war nicht fähig gewesen, es zu tun, und deshalb hatten sie es an seiner Stelle getan. Weil sie glaubten, daß es getan werden mußte. Möglicherweise hatten sie recht. Aber ...

»Ich würde gern etwas über eure illegale Gruppe erfahren«, sagte er, wobei er auf den Äskulapstab wies.

Voller Begeisterung sprudelten der Junge und das Mädchen ihre Berichte heraus, und in ihrem Eifer unterbrachen sie sich gegenseitig. Loris betrachtete sie stumm und mit einem Gesichtsausdruck, den Parsons nicht deuten konnte.

Sie hatten, so sagten sie ihm, etwa einhundertvierzig Gesinnungsgenossen (wie sie es nannten). Mehrere waren von der Regierung erwischt und zu den marsianischen Strafkolonien deportiert worden. Die Gruppe verteilte Propagandaschriften, in denen sie das Ende der Euthanisten und eine Wiedereinführung der natürlichen Geburt forderten – zumindest jedoch verlangten sie, daß es den Frauen überlassen bleiben solle, ob sie empfangen und gebären oder ihre Zygote dem Seelenquader übergeben wollten. Das Element der *Wahl*. Und als Kernpunkt für die jungen Männer das Ende der zwangsweisen Sterilisation.

Loris unterbrach den Bericht ihrer Kinder und sagte: »Du mußt wissen, daß ich noch immer die Mutter Oberin bin. Ich habe eine kleine Anzahl von Männern vor der Erfassung durch die Sterilisationsbehörden bewahren können ... nicht viele, aber genug, um uns Hoffnung zu geben.«

Vielleicht müssen sie in einer Welt wie dieser Fanatiker sein, dachte Parsons. Sie kämpfen gegen Zwangssterilisation, Verbannung in Strafkolonien – und das ohne Verhandlung – und bösartige Shupos. Und unter all dem schwelt die Todesethik. Ein System, das um der Zukunft willen der Auslöschung des Individuums gewidmet ist.

Ganz gleich, welche Vorzüge es auch haben mochte, welche guten Aspekte ...

»Ich nehme an, es ist nicht möglich, daß du hierbleibst«, sagte Grace. »Bei Mutter und uns.«

Unbeholfen sagte Parsons: »Ich weiß nicht, ob ihr das wißt, aber in meiner Zeit habe ich eine Ehefrau.« Er spürte, daß er errötete, aber keines seiner Kinder schien verlegen oder überrascht zu sein.

»Wissen wir«, sagte Nathan. »Wir sind öfters zurückgegangen, um einen Blick auf dich werfen zu können. Mutter hat uns schon mit in die Vergangenheit genommen, als wir noch jünger waren ... Wir haben sie dazu überredet. Deine Frau scheint sehr nett zu sein.«

»Seien wir realistisch«, sagte Loris in nüchternem Tonfall. »Jim ist in dieser Zeit zwanzig Jahre jünger als ich.« Aber irgend etwas in ihren Augen, eine feste Überzeugung, sorgte dafür, daß sich Parsons fragte, was sie wohl dachte.

Weiß sie etwas Wichtiges über mich, fragte er sich. Etwas, das ich unmöglich wissen kann? Sie können ihre Zeitreise-Maschinen zu jedem gewünschten Zweck verwenden.

»Ich weiß, weshalb du ein so besorgtes Gesicht machst, Jim«, sagte sie mit leiser Stimme. »Du hast gesehen, wie sie meinen Vater getötet haben. Ich will dir sagen, weshalb sie es getan haben. Du befürchtest, daß es der irre Fanatismus der Familie ist, der sich in einer weiteren Generation zeigt. Du täuschst dich. Sie haben

Corith getötet, weil sie damit dein Leben retten konnten. Wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er dich vernichtet. Ich wußte das, und die Kinder wußten es auch. Sie haben gesehen, daß du unfähig warst, es zu tun, und dafür bewundern sie dich noch mehr. Das war ein Beweis höchstmöglicher Ethik. Aber du bist ihnen zu wertvoll, um zuzulassen, daß dir irgend etwas zustößt. Ihre ganze Weltanschauung basiert auf dem, was ich ihnen über dich erzählt habe, und darauf, was sie selbst gesehen haben. Du mit deinen Werten, deiner humanen Ethik, deinem Bewußtsein für andere hast sie geformt, und durch ihren Beruf wirst du diese Gesellschaft verändern, auch wenn du selbst nicht mehr hier bist.«

Eine Zeitlang sprach keiner von ihnen.

»Du warst eine gewaltige und unwiderlegbare Lektion für diese Gesellschaft«, sagte Loris.

Darauf konnte Parsons nichts sagen.

»Und dein Beruf war dies ebenfalls«, fügte Loris hinzu.

»Danke«, sagte er schließlich.

Die drei lächelten ihn mit großer Zärtlichkeit an.

Und mit Liebe. Sie sind meine Familie, sagte er sich. Und in diesen Kindern lebt das Beste von uns beiden, von Loris und mir.

»Willst du jetzt gleich in deine Zeit zurückkehren?« fragte Loris auf ihre rücksichtsvolle, reife Weise.

Er nickte. »Ich nehme an, das sollte ich.«

Eine bedrückende und traurige Enttäuschung zeigte sich auf den Gesichtern der Kinder, aber sie sagten nichts, sondern akzeptierten seine Entscheidung.

Wenig später schickte Loris Grace und Nathan hinaus, damit sie mit Parsons noch ein paar Minuten allein sein konnte.

»Werde ich je hierher zurückkommen? fragte er sie direkt.

»Das sage ich dir nicht.« Sie bewahrte Haltung.

»Aber du weißt es.«

»Ja«, sagte sie.

»Warum willst du es mir nicht sagen?«

»Ich will dich nicht in deiner Entscheidungsfreiheit einschränken. Wenn ich es dir sage, wirkt es wie vorherbestimmt, dir aus den Händen genommen. Aber natürlich wäre es trotz allem immer noch deine Entscheidung – so wie es deine Entscheidung war, meinen Vater nicht zu töten.«

»Glaubst du, daß diese Wahlmöglichkeit tatsächlich existiert? Vielleicht ist sie nur eine Illusion.«

»Ich glaube, daß sie echt ist.«

Dabei ließ er es bewenden.

»In einer einzigen Angelegenheit allerdings hast du keine Wahl«, fuhr sie fort. »Du weißt Bescheid, du weißt, was noch zu tun bleibt. Natürlich kannst du das genauso gut hier wie auch in deiner eigenen Zeit tun.«

»Ja«, stimmte er zu. »Aber ich würde es lieber dort tun.«

Loris stand auf und sagte: »Ich bringe dich zurück. Willst du die Kinder noch einmal sehen, bevor du gehst?«

Er zögerte. »Nein«, entschied er. »Mein Gefühl sagt mir, daß ich zurückkehren muß. Und wenn ich sie jetzt noch einmal sehe, dann werde ich mein Vorhaben wahrscheinlich nicht ausführen.«

Nüchtern sagte Loris: »Wir haben fast zwanzig Jahre ohne dich gelebt, und für dich ist nur rund eine Stunde vergangen. Wenn du dich entschließt, zu uns zurückzukehren, wirst auch du einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinter dir haben. Aber ...« Sie lächelte. »Aber für uns werden nur ein paar Tage vergehen, verstehst du?«

»Ihr werdet nicht lange warten müssen«, sagte er.

Loris nickte.

»Wie eigenartig«, sagte er. »Zwei Familien zu haben und das in verschiedenen Perioden der Geschichte.«

»Siehst du es so – daß du zwei hast? Ich sehe nur eine. Hier, bei

den Kindern. Weit zurück, in deiner eigenen Zeit, hast du zwar eine Frau, aber keine Familie.« Ihre Augen funkelten in der vertrauten Entschlossenheit.

Parsons sagte: »Du bist eine schwierige Person. Das Leben mit dir wird nicht einfach sein.« Er sprach halb scherzend, trotzdem jedoch mit einer gewissen Ernsthaftigkeit.

»Dies hier ist ein schwieriges Zeitalter«, konterte Loris.

Das konnte er kaum bestreiten.

Als sie auf das Zeitschiff zugen, sagte Loris: »Hast du Angst vor den Problemen, die dich hier erwarten? Nein, ich weiß, das hast du nicht. Was dich betrifft – du hast keine Angst. Du wärest uns eine große Hilfe.«

Sie betraten das Schiff, und sie schloß die Tür hinter ihnen. »Was ist mit Helmar?« fragte er. »Ist er noch bei euch?«

»Er ist zur Regierung übergelaufen und hat sich ihren Vasallen angeschlossen.«

Das überraschte ihn nicht. »Und Jepthe?«

»Sie lebt hier bei uns, hat sich aber mittlerweile zur Ruhe gesetzt. Sie ist recht schwach geworden. Trotz ihres hohen Alters besitzt sie nichts von Nixinas Stärke.«

Gleich darauf schaltete sie die Kontrollen ein. Er war endlich auf dem Weg zurück in seine eigene Zeit.

»Ich fürchte, dein Auto ist dabei ruiniert worden, als dich der Bagger erfaßt hat«, sagte Loris. »Damals hatten wir noch nicht die nötige Erfahrung.«

»Das geht schon in Ordnung«, sagte er. »Ich bin versichert.«

Vor ihm lag wieder der Highway mit seinen Bildungstafeln. Er sah die Autos, die nach San Franzisko unterwegs waren, und auf der anderen Seite wogte der Verkehr in Richtung Los Angeles. Parsons stand auf wackligen Beinen an der Straßenböschung und roch den

Duft der Oleanderbüsche, die das Straßenverkehrsamt meilenweit auf dem Trennstreifen zwischen den beiden Fahrtrichtungen hatte anpflanzen lassen. Dann setzte er sich in Bewegung.

Während er am Straßenrand entlangtrottete und sich fragte, ob wohl ein Auto anhalten würde – was bedeutete, daß der Fahrer sich vom Leitstrahl ausklinken mußte –, dachte er über die Arbeit nach, die vor ihm lag. Er brauchte sie nicht sofort auszuführen. In der Tat blieben ihm viele Jahre Zeit, sie zu vollenden, der größte Teil seines Lebens.

Er dachte an sein Haus und an Mary, wie sie auf der Vorderveranda stand, und daran, wie er sie zuletzt gesehen hatte. Er sah das Bild deutlich vor sich, wie sie winkte, keck und frisch in ihrer grünen Freizeithose und mit den im frühmorgendlichen Sonnenlicht glänzenden Haaren, damals als er sich auf den Weg in seine Praxis gemacht hatte.

Wie werde ich mich fühlen, wenn ich sie jetzt wiedersehe, überlegte er.

Ich wüßte gern, wie bald ich in die Zukunft zurückkehre. Zwischen ihm und Loris war eine Kommunikationsverbindung eingerichtet worden. Wie leicht es wäre ...

Ein Wagen verlangsamte, verließ die Fahrspur und rollte auf dem Seitenstreifen aus. »Motorschaden?« rief der Fahrer zu ihm herüber.

»Ja«, antwortete er. »Ich würde mich freuen, wenn Sie mich nach San Franzisko mitnehmen könnten.«

Einen Moment später war er eingestiegen. Der Wagen fuhr an und fädelte sich wieder in den Leitstrahl ein.

»Sieht eigenartig aus, die Verkleidung, die Sie da anhaben«, bemerkte der Fahrer höflich, aber neugierig.

Parsons merkte, daß er wirklich in seine Zeit zurückgekehrt war. Und er trug Kleider aus einer völlig anderen Welt. Und seinen

grauen Instrumentenkoffer hatte er irgendwo zurückgelassen. Dieses Mal war er wirklich endgültig verloren.

Vor ihnen tauchte der Industriegürtel von San Franzisko auf. Parsons beobachtete, wie die Fabriken, Gleise, Türme und Schuppen unter dem Highway vorbeihuschten.

Ich wüßte gern, wo ich die Materialien herbekommen kann, fragte er sich. Und wo es aufgestellt werden soll. Aber der Standort war offenbar kein Problem, denn er hatte es gefunden, und das allein war richtig. Kann ich die Arbeit allein schaffen, grübelte er. Ich habe noch nie als Steinmetz gearbeitet. Natürlich mußte die Inschrift in Stahl eingraviert werden. Wahrscheinlich konnte er das mit einiger Übung hinbekommen, so daß er niemand anders mit dieser Arbeit beauftragen mußte.

Wenn ich kann, entschied er, will ich es selbst machen, damit ich sicher bin, daß kein Flüchtigkeitsfehler entsteht. Schließlich hängt mein Leben davon ab.

Es würde interessant sein zu sehen, wie die Tafel entstand, hier, in seiner eigenen Zeit. Ein Kontrast zu dem verwitterten, beschädigten Monument, das ihn unzählige Jahrhunderte später in der Zukunft begrüßt hatte ...

Aber es war eine gute Arbeit. Und sie hatte alle seine anderen Taten in dieser Welt überdauert.

Vielleicht sollte es eingegraben werden, entschied er, tief in die Erde versenkt werden, außer Sicht. Schließlich würde es für eine sehr, sehr lange Zeit nicht gebraucht werden.

Nachwort

Philip K. Dick lebte von 1928 – 1982 und schrieb seit 1952 Science Fiction. Obwohl Dick zweifellos als Autor eine Entwicklung durchlaufen ist, kann man schon seinen frühen Texten eine Essenz entnehmen, die auch seinen späteren Stoffen noch immer eigen war.

Häufig stellt sich der Eindruck ein, daß die Werke auf die eine oder andere Art zusammenhängen. Das liegt zum Teil an gewissen Versatzstücken, die Dick immer wieder einbrachte, zum Teil an seiner im Kern über Jahrzehnte hinweg erhalten gebliebenen Weltsicht: Ausweglos verstrickte Charaktere kämpfen um ihre eigene Identität, um das Erkennen der wirklichen Struktur ihrer Umwelt.

»Der Mensch auf der Suche nach Wahrheit und Realität, in einem widrigen, nicht kontrollierbaren Universum voller Tücken und Gefahren. Es sind keine strahlenden Helden, die in Dicks Romanen agieren, sondern unscheinbare Leute, Verkäufer oder Vertreter, gegen die sich die ganze Welt verschworen hat.« (*Lexikon der Science Fiction-Literatur*) In besonderem Maß gilt dies für Dicks Romane, aber ähnliche Strukturen lassen sich auch in den Kurzgeschichten nachweisen. Und überraschend ist immer wieder, welch gleichbleibend hohe Qualität hier über Jahrzehnte hinweg zum Ausdruck kommt. Selbst die schwächeren Stories strahlen immer noch ein gutes Maß Imagination aus und faszinieren durch bizarre Einfälle.

Philip K. Dick war ein belesener Autor, der in Berkeley studiert und dort Schriftsteller wie Kafka, Proust, Joyce, Flaubert und andere las. Er kannte und schätzte Werke von Baudelaire und Rilke genauso wie solche von Thomas Mann, Steinbeck oder Heming-

way. Was Science Fiction angeht, so waren ihm Sturgeons *More Than Human*, Millers *A Canticle for Leibowitz* (*Lobgesang auf Leibowitz*), van Vogts *The World of Null-A* (*Welt der Null-A*), Vonneguts *Player Piano* (*Das höllische System*), Asimovs *Foundation*-Romane, Bradburys *Martian Chronicles* (*Die Mars-Chroniken*) und Clarkes *Childhood's End* (*Die letzte Generation*) besonders lieb – zumeist ältere Titel, die ihn damals stark beeindruckten.

In einem Interview, das von Werner Fuchs und Uwe Anton geführt wurde, äußerte sich Philip K. Dick wie folgt zu seinen eigenen Intentionen beim Schreiben von Science Fiction:

»Zwei Dinge in meinen Romanen interessieren mich. Einerseits die philosophische, soziologische, theologische oder politische Grundlage, zum anderen die Charaktere. Die Charaktere sehen sich der soziologischen Grundlage des Romans ausgesetzt; zumeist erkläre ich an ihnen das System. Einerseits gibt es Beherrscher des Systems, Leute, die Macht ausüben, und andererseits Opfer, die auf der Verliererseite stehen. Die Grundlage meiner Romane besteht aus einer in sozialer Realität verkörperten Idee, in der manche Charaktere Opfer und manche die Machthaber des Systems darstellen, und immer sind die Herren manipuliert. Sie glauben an das System, weil es ihnen Privilegien einräumt ... Für mich liegt das wichtigste Anliegen darin, die Art von Menschen zu beschreiben, die ich wirklich kenne, die mir schon begegnet sind, und sie in außergewöhnliche Welten und ebensolche Gesellschaften zu transportieren ... Mir wird oftmals vorgeworfen, in meinen Romanen kämen nur Antihelden vor. Wenn aber irgend jemand behauptet, meine Protagonisten seien Antihelden, verwechselt er den echten Menschen mit irgendwelchen Geistesriesen oder Nihilisten, deren Werte in der Hölle schmoren und die keinen Selbst-erhaltungstrieb besitzen. Ich jedoch nehme nur Menschen, mit

denen ich zusammengearbeitet habe, Freunde, Handwerker, und verspüre eine enorme Befriedigung dabei.«

Von Philip K. Dick erschienen in dieser Reihe neben *Schachfigur im Zeitspiel* (*Dr. Futurity*) die Romane *Das Jahr der Krisen* (*The Crack in Space*), *Warte auf das letzte Jahr* (*Now Wait for Last Year*) und *Der heimliche Rebell* (*The Man Who Japed*). In Vorbereitung befinden sich: *Valis*, und *Divine Invasion*. Kurzgeschichten von Philip K. Dick sind zu finden in *Die besten Stories von Philip K. Dick* (Playboy-SF 6712), *Der goldene Mann* (Hardcoverausgabe in der Reihe *Bibliothek Science Fiction*) und *Eine Handvoll Dunkelheit*.

Hans Joachim Alpers